Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 1. Februar 1931 Nummer 3

Inhalt

Humanität . . . . . Martin Rade
Die Deuteworte Jesu . . . . . Paul Fiebig
Religiöse Gegenwartshaltung und menschliche Grenzsituation . . . . . Maria Fuerth
Kritische Betrachtungen zur Wirtschaftskrisis K. Jadziewski-Jask
Ueber neuere deutsche Arbeiterliteratur.
Erste Hälfte . . . . . Georg H. Neuendorff
Elsaß-Lothringen . . . . . Albert Rosenkranz
Wir Jungevangelischen und die „Anderen" H. Brunotte / G. Sinn
Von der Ehrwürde der Alten und von Ehrerbietung . . . . . Karl Hoffmann
Vom Weltprotestantismus der Gegenwart.
Wandlungen im Methodismus der Gegenwart . . . . . Adolf Keller

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Konfirmationsscheine

Von

Professor D. Rudolf Schäfer

26 Serien mit je 25 Scheinen, mit (100 verschied. Sprüchen) bezw. ohne Sprüche. Ausgeführt in Schwarz- und Rotdruck, Doppeltondruck und Vierfarbendruck. **Probeschein 15, 20, 35 Pf.**

Ausführliches Preis- und Spruchverzeichnis kostenlos

Im 6.—10. Tausend erschien:

Grundriß des Konfirmanden-Unterrichts

Von

Pfarrer Dr. Alfred Wiesenhütter

24 S. mit Umschl. 40 Pf.; 10 Stück je 35 Pf., 25 St. je 32 Pf. usw. Das Heft ist bestimmt für die Hand der Kinder, um diesen und dem Geistlichen den Konfirmanden-Unterricht zu erleichtern.

Im 541.—560. Tausend erschien:

Kleiner Wegweiser für kirchliche Sitte und christliches Leben

Von Superint. **Joh. Haase.** 16 S. 20 Pf.; 100 Stück je 12 Pf.

Im 19.—21. Tauf. erschien:

Vergiß die Stunde nicht

Konfirmationsmitgabe für unsere Söhne.

Von **Herm. Josephson.**

32 Seiten. M. 1.20

Im 21.—24. Tauf. erschien:

Auf heiliger Höhe

Konfirmationsmitgabe für unsere Töchter.

Von **Herm. Josephson.**

32 Seiten. M. 1.20

Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick)
Leipzig C 1

ZUR KONFIRMATION!

Kirchliches Gedenkblatt

Zur Eintragung von Geburts-, Konfirmations- und Traubescheinigung mit entsprechend gewählten Bibelsprüchen.

Vier Seiten in Steindruck / Preis des Blattes 30 Pf. Bei Bezug von 100 Stück an je 25 Pf., bei Bezug von 200 Stück an je 20 Pf.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Neuerscheinung

LOTHAR SCHREYER

Die bildende Kunst der Deutschen

Geschichte und Betrachtung. 408 S. Oktav. Mit 49 ganzseitigen teils mehrfarbigen Abbildungen. In Leinen gebunden RM. 6.80

Das Eigentümliche und Neuartige dieses Buches ist, daß ein Künstler es schrieb. Den Künstler fesselt das Kunstwerk anders, als den Kunsthistoriker. Das Menschliche, Lebendige, die Seele des Werkes spricht zu ihm, und er weiß es denen, die mit unverbildeten Sinnen die Kunst suchen, zu vermitteln. Schreyer spricht vom Lebendigen in der Kunst zu den Lebendigen unserer Zeit. Ausführlich verweilt er deshalb beim Schaffen der Gegenwart. In eindringlicher und überzeugender Weise klärt er die deutsche Sonderart in Malerei, Baukunst und Bildhauerkunst. Viele Werke aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart werden fesselnd, allgemeinverständlich und dabei auf eine ungewohnt wesenhafte Art erläutert. Das Buch gipfelt in grundsätzlichen Kapiteln über Kunstwerkschaffen und Kunstwerkbetrachtung.

Inhalt: 1. Vom Sinn des deutschen Menschen / 2. Vom Sinn der deutschen Kunst / 3. Von deutscher Bildkunst / 4. Von deutscher Baukunst / 5. Von deutscher Bildhauerkunst / 6. Vom Schaffen des Kunstwerkes / 7. Von der Betrachtung des Kunstwerkes

Im Anschluß an „Die bildende Kunst der Deutschen" erscheint im Frühjahr 1931 „Wege deutscher Kultur" von Alfred Weise in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preis. Wenn bis zum Erscheinen dieses Buches beide Werke zusammen bestellt werden, gilt der Subskriptionspreis von je RM 6.—

Eine Kunstgeschichte, die ohne alles Fachgelehrtentum mitten hineinführt in das heutige und frühere Kunstschaffen, die endlich einmal ernsthaft die Frage nach dem Wesen gerade der deutschen Kunst stellt und in der Darstellung dieser Kunst eine klare und unzweideutige Antwort gibt.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG-BERLIN-LEIPZIG

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 3 — Gotha, 1. Februar 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Humanität [Sp. 99] — Die Deuteworte Jesu [Sp. 100] — Religiöse Gegenwartshaltung und menschliche Grenzsituation [Sp. 109] — Kritische Betrachtungen zur Wirtschaftskrisis [Sp. 113] — Ueber neuere deutsche Arbeiterliteratur. Erste Hälfte [Sp. 120] — Elsaß-Lothringen [Sp. 124] — Wir Jungevangelischen und die Andern [Sp. 129] — Von der Ehrwürde der Alten und von Ehrerbietung [Sp. 131] — Bücher und Schriften: Das Wort Gottes ist lebendig (Althaus); Grundriß der Dogmatik (Althaus); Kirchliches Jahrbuch (Schneider); Diaspora und Gustav Adolf-Verein (Geißler); Botschaft der deutschen Reformation (Rendtorff); Protestantismus bei den Slaven (Koch); Das hoffnungslose Geschlecht (Borchardt); Dor und der September (Boree) [Sp. 134] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Wandlungen im Methodismus [Sp. 137] — Wöchentliche Chronik [Sp. 140] — Verschiedenes: Duchoboren in Kanada an die Sowjetregierung; Aus Ungarn; Kleine Mitteilungen [Sp. 142] — Versammlungskalender [Sp. 144] — Anzeigen

Humanität

Eure Lindigkeit lasset kundsein allen Menschen. Phil. 4, 5
Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. 1. Tim. 2, 4
Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Gen. 1, 27

Humanitas — ohne Zweifel ein lateinisches Wort — ich sehe im Lexikon nach — „Menschlichkeit" „Menschenfreundlichkeit" „Menschenliebe" „Schicklichkeit" „feine Manier" „Bildung" „höhere Bildung". Etwas Heidnisches jedenfalls. Und ich erinnere mich, daß die Stoiker eine heidnische Sekte waren, sich sogar einmal mit dem Apostel Paulus gestritten haben (Apg. 17, 18) und Weltbürgertum, Menschen- und Feindesliebe predigten. Konkurrenten des Christentums also, wie obige Paulussprüche zeigen.

Ich schlage wieder nach: „Stoische Anschauungen haben auf das christliche Mittelalter unmittelbar und mittelbar nachhaltig eingewirkt. Ja ihr ethischer Kern behält seinen Wert für alle Zeiten."

Aber vielleicht gilt das doch nicht mehr. Die Stoiker waren Heiden. Ihre Tugenden glänzende Laster. Heute fühlen Christen heldisch, nordisch, völkisch und werden, wenn es gilt, ihr Schwert nicht in der Scheide lassen.

Mit alledem ist gar nichts karikiert, oder übertrieben, nur die Lage gezeichnet. „Christen" sagten wir. Nicht die Christen. Nicht alle Christen. Aber Christen, viele, und tatsächlich solche, „die mit Ernst Christen sein wollen", Kirchenchristen.

Und manchmal sieht es so aus, als sollte das Christentum mit der Barbarei gehen und die Humanität mit dem Unglauben.

Eine große Sehnsucht faßt dann unsereinen nach der Atmosphäre, in der es selbstverständlich war: Christentum — unter allen Umständen — Religion der Liebe; Christentum höchste zarteste Moral; seine restlose, ja höchste Forderung und Leistung — Feindesliebe.

Die Formen und Forderungen sind anscheinend strenger geworden. Man gibt sich nicht mit Sentimentalitäten ab. Man sieht die Dinge, wie sie sind. Man sieht sich und die gegenwärtige Welt „unter dem Gericht". Und rüstet sich auf die zu erwartenden Katastrophen.

„Unter dem Gericht." Wie wahr! Aber die Losung dringt nicht mit ihrer Front vor, sondern mit ihrer Kehrseite. Man richtet Andre, und nicht sich selbst. Oder, wenn das zu viel gesagt ist: man richtet Andre strenger als sich selbst. Man hält sich Sündenböcke, um sie von Zeit zu Zeit in die Wüste zu schicken. Das alles nennt sich christlich. Menschheit und Menschlichkeit — Phrase! Brutalität ist das Gebot der Stunde.

Und Bildung? Heidentum. Idealismus? Von einer wahrhaft evangelischen Theologie abzulehnen.

Mitten in diesem Gewirr und Gewoge taucht uns ein Menschenantlitz auf. „Sehet, welch ein Mensch!" „Des Menschen Sohn!" Gekommen, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele. Für Viele? Für Alle. „Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Humani nihil a me alienum puto „nichts Menschliches soll mir fremd sein" könnte er gesagt haben, anders, tiefer als der lateinische Dichter. „Der Mensch Christus Jesus" (1. Tim. 2, 5). Nicht meiner Rasse. Überhaupt keiner Rasse. Der Mensch. Und die Frucht seines Lebens, Predigens, Leidens und Sterbens — Humanität! Er, das Ebenbild Gottes (2. Kor. 4, 4. Kol. 1, 15. 3, 10. Hebr. 1, 3) will der Erstgeborne sein unter vielen Brüdern, gleichviel aus welcherlei Volk (Röm. 8, 29. Apg. 10, 35). Der ewige Schöpfungsgedanke Gottes soll trotz allem an dem Menschen wahr werden: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn."

Und nun sage doch Niemand, das sei Parteigerede. Stoßseufzer ist es, Notschrei eines Gequälten. „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!" R

Die Deuteworte Jesu

Seit Jahren beunruhigt mich sowohl der Vollzug als der Sinn des Abendmahls. Aus den Problemen, die es stellt, hebe ich zunächst an dieser Stelle nur eins heraus: den Sinn der Deuteworte Jesu. Anderes deute ich nur an. Ich bezeichne in Übereinstimmung mit Dalman in dessen noch viel zu wenig bekanntem Buche „Jesus-Jeschua" (Leipzig, Hinrichs 1922) mit dem Ausdruck „Deuteworte" die für das Abendmahl ja das eigentlich Neue enthaltenden Worte Jesu „Das ist mein Leib" und „Das ist mein Blut". Ich glaube, daß man dem Sinn dieser Worte — so merkwürdig das ist — bisher noch zu wenig nachgedacht hat. Man hat sich in neuerer Zeit allzu rasch an den Gedanken gewöhnt, daß es sich hier um etwas im Munde Jesu Unmögliches und daher Unechtes handle, um etwas „Hellenistisches", und rechnet damit sogar als mit etwas Selbstverständlichem. Ich komme demgegenüber zu ganz anderen Ergebnissen und möchte diese an dieser Stelle zur Debatte stellen. Sehr weitgreifende Gedanken liegen dabei im Hintergrund, die aber nur im Zusammenhang mit einer umfassenden Erörterung der neutestamentlichen Abendmahlstexte behandelt werden können. Ich deute einiges davon im Folgenden an. Was ich da ausführlicher sage, ist meines Wissens bisher noch nirgends gesagt worden, so nahe es meines Erachtens liegt.

1

Die uns vorliegenden „Deuteworte" Jesu unterscheiden den „Leib" von dem „Blut". Wie ist das möglich? Wir denken doch bei „Leib" — sowohl bei einem lebendigen

Leibe, als etwa bei dem Leibe eines Verstorbenen — als ganz selbstverständlich an einen Leib, in dem das Blut darin ist. Wie kann aber Jesus in den obigen Deuteworten „Leib" und „Blut" trennen? Er denkt sichtlich bei „Leib" nicht an einen Leib *mit* Blut, sondern an einen Leib *ohne* Blut, an einen Leib, aus dem das Blut herausgeflossen ist. Wie ist das möglich? Um das zu erklären, kommt man nicht auf helleniſtiſche, ſondern auf lauter jüdiſch-hebräiſch-rabbiniſche Gedanken. Dieſe — ja ſicherlich in der hebräiſch-aramäiſchen, paläſtinenſiſch-urchriſtlichen Sphäre ganz geläufigen — Gedanken ſind folgende: Bei dem bekannten „Schächten", bei dem Schlachten der Opfertiere nicht minder, läßt man das Blut aus dem Leibe des Tieres, des Opfertieres herausfließen. Was dann als „Leib" übrig bleibt, iſt Leib ohne Blut. Man kann dafür auch „*Fleiſch*" ſagen.

Aus dieſem Sprachgebrauch, der auf einer ganz beſtimmten, Jeſus und ſeinen Jüngern ganz bekannten und geläufigen Praxis beruht, folgt meines Erachtens mit Sicherheit und Deutlichkeit Zweierlei:

Einmal folgt daraus, daß bei dem Ausdruck „Leib" der Tod unmittelbar mitzudenken iſt. Man würde alſo dieſen Begriff ſo verdeutlichen können und müſſen, daß man zu „Leib" ergänzt: der getötete Leib oder der zu tötende Leib. Insbeſondere iſt dabei an den „Leib" des zu ſchlachtenden oder geſchlachteten Opfertieres gedacht. Das liegt bereits in dem Ausdruck „Leib" (hebräiſch: guph).

Ferner folgt daraus noch etwas ſehr Wichtiges, was wiederum auf ganz geläufigem hebräiſchen — auch ſchon altteſtamentlichem und dann beſonders rabbiniſchem — Sprachgebrauch und den entſprechenden Gedanken ruht: Der Hebräer iſt gewöhnt, das Blut als den Träger der Seele, des Lebens anzuſehen. Wenn er daher den *ganzen* Menſchen nach Leib und Seele (Leben) bezeichnen will, ſo ſagt er „Fleiſch und Blut" oder auch „Leib und Seele". Beide Ausdrücke umfaſſen den *ganzen* Menſchen.

Den Ausdruck „Fleiſch und Blut" haben wir in den Worten Jeſu an Petrus beim Petrusbekenntnis Matthäus 16: „Fleiſch und Blut hat dir das nicht offenbart, ſondern mein Vater im Himmel", wo deutlich gemeint iſt, daß kein *Menſch* dem Petrus diejenige Erkenntnis offenbart hat, die er ausſpricht, ſondern Gott. Die Gegenüberſtellung von „Leib und Seele" haben wir in der Bergpredigt in dem Wort von der Sorge, wo deutlich iſt, wie der „Leib" auf die Kleidung, der Ausdruck „Seele" auf das „Leben" bezogen iſt.

So gibt ſich alſo Jeſus ſelber ganz, nach Leib und Seele, in ſeinen Deuteworten und dem Eſſen und Trinken im Abendmahl.

2

Wir können aber — auch hier wieder von lauter hebräiſch-rabbiniſchen Begriffen aus — noch einen Schritt weiter kommen:

Jeder, der die Paſſahhaggada kennt, d. h. dasjenige Ritual, das bis auf den heutigen Tag für die häusliche Paſſahfeier des Judentums verwendet wird — weiß, daß mit dem guph hapesach, d. h. dem *Leibe des Paſſahlammes*, das Fleiſch des geſchlachteten Paſſahlammes bezeichnet wird. Ich bin der Meinung, daß es völlig unmöglich iſt, diejenige Überlieferung des Urchriſtentums, die das erſte Abendmahl in engſte Verbindung mit jenem Paſſahabend ſetzt, für ſekundär und nicht urſprünglich zu halten. Dann ergibt ſich, daß jene Deuteworte den „Leib" Jeſu — oder das „Fleiſch" Jeſu, vgl. Joh. 6 — im *Gegenſatz* zu dem „Leib" = dem „Fleiſch" des Paſſahlammes meinen. Dasſelbe gilt natürlich von dem „Blut" Jeſu im Gegenſatz zu dem „Blut" des Paſſahlammes.

Die Zuſammenhänge mit dem Paſſahabend kann man nach zwei Richtungen hin noch deutlicher faſſen. Man kann das nicht nur, ſondern muß es. Nämlich ſo:

Fragt man, an welcher Stelle des Paſſahrituals die Deuteworte Jeſu zu lokaliſieren ſind, ſo iſt deutlich — nach der pauliniſch-lukaniſchen Überlieferung —, daß es ſich bei dem Becher um den Nachtiſchbecher handelt, d. h. alſo um den dritten der vier Paſſahbecher. Nun hat man unmittelbar *vor* dem Eſſen des Paſſahlammes und unmittelbar *nach* dem Eſſen des Paſſahlammes Mazze gegeſſen, d. h. ungeſäuertes Brot. Unſere Texte erwecken den Eindruck, daß das Deutewort über dem Wein ſehr nahe auf das Deutewort mit dem Brot gefolgt iſt. Dann liegt es nahe, auch das Brotwort auf diejenige Stelle des Paſſahabendrituals zu lokaliſieren, die nach dem Eſſen des Paſſahlammes — als die eigentliche Mahlzeit bereits beendet war — das Eſſen von Brot = Mazze zeigt.

Ferner iſt die folgende Bemerkung ganz beſonders wichtig:

Das *Deuten* an ſich liegt nicht im allgemeinen, ſondern gerade beim Paſſahabend ganz beſonders nahe. Hier „deutete" man ja die Gebräuche des Feſtes, namentlich, um ihren Sinn der Jugend lebendig zu erhalten. Hier ſagte man vor allem von den Mazzen: „Das iſt das Brot des Elends, das unſere Väter gegeſſen haben in Ägypten." Man ſieht von hier aus, wie Jeſus überhaupt auf „Deuteworte" an und für ſich gerade hier kommen konnte.

3

Fragt man nun weiter: Wie kommt denn Jeſus gerade von Brot und Wein aus auf ſeinen Leib und ſein Blut? ſo ergibt ſich Folgendes:

Eben ſahen wir, daß *Mazze* als „*Brot des Elends*" bezeichnet und gedeutet wird. Daraus lernt man Zweierlei. Einmal, daß der Sprachgebrauch hier ſo iſt: Mazze iſt Brot, aber natürlich nicht jedes „Brot" iſt Mazze. Es iſt danach völlig abwegig, daraus, daß die Abendmahlstexte von „Brot" reden und nicht von „Mazze", zu ſchließen, daß das Abendmahl urſprünglich nicht mit dem Paſſahabend zuſammengehangen habe. Dieſer Schluß aus dem Wort „Brot" iſt nichts weniger als richtig und tragfähig. Er traut den Evangeliſten eine unbegreifliche Gedankenloſigkeit zu und beruht auf mangelhafter Kenntnis des hier vorliegenden Sprachgebrauchs der Rabbinen.

Ferner lernt man hier für den Sprachgebrauch und den Begriff des Ausdrucks „Brot", daß dabei der Gedanke an das „Elend", an Not und Tod ſchon mitgedacht iſt, ſo daß es von hier aus Jeſus ebenfalls nahe liegen mußte, dieſes „Elendsbrot" gerade mit ſeinem „Leibe", d. h. mit ſeinem „Elend", ſeinem Leiden, ſeinem Tode in Verbindung zu bringen.

Man kann aber hier noch weiterkommen. Dazu iſt es nötig, nun von dem „Wein" und dem „Blut" auszugehen. Gemeint iſt hier *roter* Wein. Sehr merkwürdig iſt, daß wir bei dem Abendmahl *weißen* Wein zu verwenden pflegen. Das Judentum trinkt bei ſeinem Paſſahabend bis auf den heutigen Tag nicht weißen Wein, ſondern orientaliſchen, dunklen, rötlichen Wein, der vielfach von Paläſtina bezogen wird[1]).

[1]) Hierzu gibt uns D. *Joſeph Wittig* Beſcheid, wie folgt: Ich ſelber habe 23 Jahre lang täglich das heilige Abendmahl nach römiſch-katholiſchem Ritus gefeiert und meines Erinnerns nur ein einziges Mal rötlichen, ſonſt immer weißen Wein gebraucht, jenen auch nur deshalb, weil kein weißer Wein vorhanden war. Den Gebrauch des weißen Weines bevorzugten wir nicht aus irgendwelcher Reaktion gegen abergläubiſche Verwertung und Deutung des roten, ſondern einzig aus dem Grunde, daß der rote Wein die ſchöne weiße Altar- und Kelchwäſche, beſonders das Kelchtüchlein, das zur Reinigung des gebrauchten Kelches dient, ſehr leicht befleckt. In den erſten chriſtlichen Jahrhunderten ſcheint *meiſt* roter Wein verwendet worden zu ſein. Ein Fresko in der Lucinagruft, in dem die katholiſchen Archäologen, auch ich, eine Darſtellung der euchariſtiſchen Elemente ſehen — *vor* dem Ichthys ſteht ein Korb mit Broten, durch deſſen Geflecht ein Becher mit rotem Inhalt ſichtbar wird — ſpricht für den Gebrauch roten Weines in der erſten Hälfte des 2. Jahrhunderts. (Vgl. J. *Wilpert*, Malereien der Katakomben Roms, Freiburg 1903, Textband S. 288 f., Tafelband Tafel 27. 28. Auch F. X. *Kraus*, Realenzyklopädie der chriſtlichen Altertümer, Freiburg 1880, Band 1 S. 437.) Ein halbes Jahrhundert ſpäter gebrauchte nach

Wenn man demnach fragt: Wie kommt Jesus dazu, den Wein auf sein „Blut" zu deuten?, so ist da die Sachlage klar: es handelt sich ja bei dem Wein und dem Blut um etwas Flüssiges und außerdem um Etwas, das durch seine rote Farbe die größte Ähnlichkeit mit Blut hat.

Wie hängt aber „Brot" = „Mazze" und „Leib" Jesu zusammen? Auf einen dieser Zusammenhänge gerade mit der Mazze als Elendsbrot haben wir schon hingewiesen. Diese Beziehung gilt, auch wenn es sich bei näherer Untersuchung des Rituals des Passahabends herausstellen sollte — was gerade bei diesen aramäischen Worten sehr unwahrscheinlich ist —, daß dieses „Deutewort" in der Zeit Jesu vielleicht noch nicht vorhanden war. „Mazze" hat man ja doch immer als dasjenige Brot gedeutet, das die Väter beim Auszug aus Ägypten gegessen haben.

Andere Zusammenhänge zwischen „Brot" und „Leib" könnten — entsprechend dem Wein und dem Blut — sich darauf beziehen, daß es sich ja sowohl bei dem Brot als bei dem Leib um etwas nicht Flüssiges, sondern Festes handelt, ferner könnte man an die weiße oder braune Farbe des Brotes und des Leibes denken. Auch könnte man von der Form des Brotes aus, nämlich: mehr oder weniger runde und dicke Fladen, eine Beziehung auf einen „Leib" ohne Kopf und Gliedmaßen herstellen.

4

Auf weitere Gedanken darüber, wie Jesus dazu kommt, gerade „Brot" und „Wein" auf seinen „Leib" und sein „Blut" zu beziehen, und zwar in dem Sinne der Gaben, die gerade *er* als das Neue im Gegensatz zum Alten zu spenden hat, kommt man nun aber noch, wenn man folgende Gedanken der Rabbinen bedenkt:

Wie man z. B. aus denjenigen rabbinischen Texten sehen kann, die Billerbeck zu Johannes 6 zitiert, ist es den Rabbinen ganz geläufig, „Brot", auch „Wasser" und „Wein" als bildliche Bezeichnungen für *die Gaben der Tora*, d. h. der alttestamentlichen, im Sinne der Rabbinen: der höchsten, Offenbarung Gottes zu verwenden. Besonders taucht dabei eine bezeichnende Bibelstelle immer wieder auf: die Stelle Sprüche Salomos 9, 5:

> Esset von meinem Brot
> und trinkt von dem Wein, den ich gemischt habe.

Der Midrasch, d. h. die Bibelauslegung der Rabbinen, faßt diese Worte als von der Tora, d. h. dem Gesetz, der höchsten Offenbarung, also Gott selber, gesprochen auf. Der Sinn ist also: Die Tora gibt das wahre Brot, die wahre Speise, die wahre Nahrung, die Speise zum ewigen Leben und den wahren „Wein" in demselben Sinne.

Von hier aus sieht man, wie es Jesus nahe liegen mußte und konnte, gerade Brot und Wein zu Trägern einer Deutung auf das zu machen, was *er* als neue Tora, als neue Offenbarung, als neues Mittel zu ewigem Leben, als in seinem Sinne wahre Speise zum ewigen Leben und wahren Trank zum ewigen Leben zu bringen hatte. Das Wort im 2. Buche Mose von dem „Brot vom Himmel" gehört zu den Perikopen der Passahtage, und mit diesem Wort verband man gern jene Stelle aus den Sprüchen Salomos von dem Brot und dem Wein. In den Passahtagen waren also Gedanken wie die lebendig: „Die Tora gibt den wahren Wein und das wahre Brot, das Brot vom Himmel." Demgegenüber konnte und mußte es Jesus naheliegen, zu sagen: „Das Brot vom Himmel bin ich. Ich bin das Brot des Lebens. Das Brot, das *ich* gebe, ist *mein* Fleisch zur Erlösung der Welt und *mein* Blut zum ewigen Leben. Wer *mein* Fleisch ißt und trinkt *mein* Blut, der hat das ewige Leben." Man sieht, wie man von dem Midrasch aus auf die Formeln Johannes 6 kommt, mögen diese auch anderseits eine Front haben, die gegen die griechischen Mysterien — etwa besonders den Dionysoskult — gerichtet ist. Auf der anderen Seite kann man gut verstehen, wie sie in eine Rede in der Synagoge zu Kapernaum hineinpassen.

5

Bisher haben wir nirgends die Nötigung gehabt, zum Verständnis der Deuteworte Jesu auf irgendwelche „hellenistisch-mystische" oder auch nur mysteriöse Gedanken einzugehen. Das muß auch gegenüber den Gedanken des Johannesevangeliums in dieser Richtung vorsichtig machen.

Aber liegt denn nun nicht doch namentlich in dem *Blut trinken* etwas „Hellenistisches" und im Munde Jesu Unmögliches? und liegt nicht dasselbe darin, daß hier verlangt wird, den „Leib" (das „Fleisch") — des „Gottes" — zu essen? Klar ist, daß das Trinken von Blut dem Juden unmöglich und ein Greuel ist. Klar ist ferner, daß es ihm ein Greuel ist, Fleisch zu essen, in dem Blut ist.

In den Mysterien des Attis — in den Taurobolien und Kriobolien — konnte der Myste es nicht vermeiden, auch in seinen Mund Blut zu bekommen. In den Mysterien des Dionysos aß man in der Ekstase rohes Fleisch und trank damit auch Blut. Im übrigen spielt hier das Traubenblut als Blut des Gottes eine Rolle.

Verständlich ist, daß die Deuteworte des irdischen, leibhaftig unter den Jüngern gegenwärtigen Jesus von seinem „Leib" („Fleisch") und seinem „Blut" bei den Jüngern als geborenen Hebräern leicht auf Widerstand stoßen konnten. Es war namentlich — so drücken sich die Rabbinen aus — vgl. Johannes 6 und die rabbinischen Parallelen — das „Trinken von Blut" für jeden geborenen Hebräer „eine harte Rede".

Dennoch wäre es meines Erachtens sehr voreilig, die „Deuteworte" Jesu als „hellenistisch" zu bezeichnen.

Wir achten auf Folgendes:

In jenen Mysterien aß man wirklich das „Fleisch des Gottes", wirkliches Fleisch, und trank wirkliches Blut der Opfertiere. Bei Jesus aber wird nicht Fleisch gereicht und Opferblut, sondern es wird Brot gereicht und Wein. Nirgends ist angedeutet, daß sich hier Brot und Wein in wirkliches Fleisch und wirkliches Blut verwandelt. Brot bleibt Brot, und Wein bleibt Wein. Beides wird lediglich „gedeutet". Das ist aber ein großer Unterschied von wirklichem Fleisch und wirklichem Blut.

Will man die Deuteworte Jesu verstehen, so muß man mit aller Energie und unbeirrbar als grundlegend von folgender Tatsache und Fragestellung ausgehen und sich diese Tatsache und Fragestellung nicht verschieben lassen, obwohl sie immer wieder verschoben und übersehen wird: Bei dem ersten Abendmahl war doch der irdische, leibhaftige Jesus sichtbar und bei lebendigem Leibe gegenwärtig. Von dieser grundlegenden Tatsache muß man ausgehen und nun fragen: Welchen Sinn können die Deuteworte dieses irdischen, leibhaftigen Jesus von seinem Leib und seinem Blut haben? Da gibt es im Grunde nur eine einzige, unausweichliche Möglichkeit, nämlich diese:

Irenäus, Adversus haereses I, 13, 2 der Gnostiker Marcus für den Abendmahlskelch weißen Wein, den er nach der Epiklese rot erscheinen ließ, um ein Verwandlungswunder vorzutäuschen. Irenäus tadelt nur den Täuschungsversuch, sagt aber kein Wort gegen den Gebrauch weißen Weines. — Schwieriger ist ja die Frage, wieweit sich altchristlich-kirchliche Gemeinden des Wassers anstatt des Weines bedienten. Gnostische Gemeinden taten dies. Aber ich habe einmal eine Abhandlung gelesen, nach der auch der unkorrigierte Cyprian von solcher Übung bei großkirchlichen afrikanischen Gemeinden gewußt hätte. Die *Beimischung* von Wasser scheint von jeher üblich gewesen zu sein. Jetzt ist sie durch die römische Kirche sub gravi peccato geboten, ohne daß sie zur *Gültigkeit* des Aktes als unbedingt erforderlich angesehen wird. N. *Giehr*, Das heilige Meßopfer, 7. und 8. Auflage, Freiburg 1902, S. 470: „Der Opferwein von der Rebe sei aus reifen Trauben gepreßt, völlig gegoren, ganz unverdorben, nicht abgestanden oder künstlich zersetzt: übrigens kann er rot oder weiß, stark oder schwach, süß oder herb sein. Bezüglich der Farbe ist zu bemerken, daß der rote Wein zwar besser als der weiße Christi Blut symbolisiert, der weiße aber doch vorzuziehen ist, weil beim Gebrauch desselben die Reinlichkeit auf dem Altare besser beobachtet werden kann."

Ausgeschlossen ist, daß Jesus hier durch eine Wunderwirkung von seinem irdischen Leib und seinem irdischen, wirklichen Blut etwas abspaltet und den Jüngern zu essen und zu trinken gibt — daran denkt Zahn in seinem Grundriß der Neutestamentlichen Theologie. Ausgeschlossen ist ferner, daß der irdische, leibhaftige Jesus bei lebendigem Leibe den Jüngern seinen „verklärten" Leib und sein „verklärtes" Blut zu trinken und zu essen gibt — auch daran denkt Zahn in seiner Neutestamentlichen Theologie. Ausgeschlossen ist ferner, daß man den Grundsatz vertreten müßte, das erste Abendmahl habe nicht denselben Inhalt wie alle späteren Abendmahle — und zwar dem Prinzip nach; denn später hat man ja allerdings den Inhalt des Abendmahls sehr verändert und ist von dem ersten Abendmahl sehr weit abgewichen.

Das Alles ist ausgeschlossen, wenn man das Abendmahl richtig verstehen will, d. h. so, wie das erste Abendmahl zu verstehen ist, das letzte Mahl des irdischen Jesus mit seinen Jüngern auf Erden. Da ist in den Abendmahlsberichten nirgends etwas angedeutet von einer Wunderwirkung Jesu, nirgends etwas von seinem „verklärten" Leib oder seinem „verklärten" Blut — auch nicht im Johannesevangelium —, nirgends wird der Gedanke erweckt, daß das eigentlich Wesentliche beim Abendmahl erst hinzukommen müßte, wenn nun — nach Jesu Hingang — die Jünger das Abendmahl feiern sollen. Man könnte hier darauf hinweisen, daß ja doch aber dem ersten Abendmahl insofern etwas Wesentliches gefehlt habe, als der Tod Jesu da noch nicht geschehen gewesen sei. Aber die Sache liegt doch so: Jesus setzt seinen Tod als sicher voraus — wie er ja dann auch eingetreten ist — und meint — oder redet nach der Paulus-Lukas-Tradition ausdrücklich davon — sein „Gedächtnis". Unmöglich kann man also von hier aus sagen, daß nun in diesem Punkte alle späteren Abendmahlsfeiern wesentlich günstiger gestellt seien als das erste Abendmahl und etwas Neues hinzubringen müßten, das in dem ersten Abendmahl noch nicht vorhanden war.

Von alledem aus sieht man, daß allerdings den Jüngern die Deuteworte Jesu — namentlich das Wort von dem Blut — eine „harte Rede" sein mußten, daß das alles aber nicht auf „hellenistisch-mystische" Gedanken führt, sondern nur auf eine — allerdings, wie Dalman sich ausdrückt —, „vom Standpunkt des Judentums aus kühne Rede". Diese Rede aber verliert das wesentlich Anstößige für den Hebräer dann, wenn man sieht, daß es sich ja hier unmöglich — nach Art der Mysterien — um das Essen wirklichen Fleisches und das Trinken wirklichen Blutes handelt, sondern um eine Fülle von echt rabbinischen Gedankenbeziehungen, deren Bildlichkeit ganz deutlich ist und sich auch namentlich dann unausweichlich enthüllt, wenn man immer wieder daran denkt und das nie aus den Augen verliert, daß ja doch die Deuteworte von dem irdischen, sichtbar leibhaftigen Jesus gesprochen werden.

6

Ehe wir nun den Inhalt des Abendmahls noch weiter entwickeln, ist noch ein Einwand zu beseitigen, den man von denjenigen Worten Jesu her geltend machen könnte, die sowohl bei dem Brot als bei dem Becher im Griechischen mit eulogesas oder eucharistesas bezeichnet werden. Man sagt nämlich, daß in diesem Wort (Luther übersetzt hier „er dankte") ein „Segnen", ein „Weihen", ein „Konsekrieren" liege, ja sogar eine wunderhafte Einwirkung auf das Brot oder den Wein, also etwas Mystisches und Mysteriöses. Nach dieser Auffassung hätte Jesus dadurch erst das Brot und den Wein zu seinem Leib und seinem Blut gemacht. So ist denn namentlich aus dem eucharistein die katholische und frühkirchliche Bezeichnung „Eucharistie" erwachsen und hiermit der wunderhafte Charakter des Abendmahls in Zusammenhang gebracht worden. Die evangelische Agende hat einerseits das alte, katholische Eucharistiegebet beibehalten, das mit „Recht ist es und wahrhaft würdig und heilbringend" beginnt; anderseits glaubt sie — im Anschluß an Luther — die „Konsekration" beibehalten zu müssen und drückt diese durch das Schlagen des Kreuzes aus, das bei dem Sprechen der Worte „Das ist mein Leib" und „Das ist mein Blut" vollzogen wird. Zahn hält jenes eucharistein für etwas, was Jesus hier vollzogen habe, um dieses Brot und diesen Wein von anderem Brot und anderem Wein abzusondern.

Alle diese Vorstellungen sind ohne Zweifel falsch. Von dem Schlagen des Kreuzes ist in den biblischen Texten keine Spur. Das ist unbiblisch. Soweit ich weiß, ist es nur in Sachsen Brauch. Das Richtige kann man — auch in dieser Beziehung — in Dalmans „Jesus-Jeschua" lesen, einem Buch, von dem es sehr wunderbar ist, daß es in acht Jahren noch keine neue Auflage erlebt hat.

Es handelt sich ja doch in diesem eucharistein und eulogein um die jedem Juden geläufige Berakha, d. h. um das kleine Gebet vor dem Essen oder Trinken, das in jedem jüdischen Gebetbuch bis auf den heutigen Tag in seinen verschiedenen Variationen zu finden ist. Die Evangelisten geben den Wortlaut dessen, was Jesus vor dem Brot und dem Wein gesagt hat, nicht an, weil Jeder diesen Wortlaut als etwas ganz Geläufiges kannte. Läge hier etwas für das Abendmahl Neues und insofern Wesentliches, so hätten die Evangelisten unbedingt den Wortlaut dessen, was Jesus hier gesagt hat, anführen müssen. Sie tun das aber nicht. Daraus sieht man, daß sie nicht der Meinung sind, daß Jesus hier etwas Besonderes getan oder gesagt hat. Er folgte hier nur einer geläufigen Sitte.

Der Sinn dieser Sitte ergibt sich aus einem Gedankengang, der dem genau entgegengesetzt ist, den hier derjenige annimmt, der von unseren Gepflogenheiten ausgeht, ohne zu bedenken, daß es sich für die Erklärung solcher Texte, wie sie hier zu erklären sind, zunächst darum handelt, sich die nötigen Kenntnisse über die Umwelt, besonders die hebräisch-aramäisch-rabbinische Umwelt, zu erwerben, ehe man anfängt, zu phantasieren. Unser Gedankengang ist dabei etwa der, wie man ihn z. B. sogar bei Zahn in dessen Neutestamentlicher Theologie lesen kann: Weil uns ein solches Gebet vor dem Essen oder Trinken ungeläufig ist — von unserem Tischgebet abgesehen —, weil wir von Natur Brot oder Wein für etwas Profanes halten und daher meinen, daß beides durch ein vorhergehendes Gebet „geweiht", „geheiligt" und von den sonstigen profanen Speisen „abgesondert" würde, darum — so denkt man — müßten die Evangelisten und müßte Jesus hier dasselbe wie wir dabei gedacht und gemeint haben. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall.

Der Sinn der Berakha ist vielmehr — wie jeder Jude weiß bis auf den heutigen Tag —: Man geht von dem Gedanken aus, daß Alles, was wir uns zum Essen oder Trinken aneignen, zunächst und zuerst Gottes Gabe und Gottes Eigentum und als solches an sich heilig ist. Wenn nun der Mensch, ehe er etwas ißt oder trinkt, Gottes als des Gebers und Schöpfers nicht gedenkt, so begeht er „Raub an Gottes Eigentum". Umgekehrt „macht" die Berakha „das Essen oder Trinken erlaubt", d. h. wenn man in der Berakha Gottes als des Gebers und Schöpfers gedacht hat, so ist es nun erlaubt, zu essen oder zu trinken. Dann hat Gott nichts mehr dagegen.

Der Wortlaut der Brotberakha ist:

Gepriesen seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der hervorbringt das Brot aus der Erde.

Der Wortlaut der Weinberakha ist:

Gepriesen seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der schafft die Frucht des Weinstockes.

Aus diesem Wortlaut sieht man deutlich den Sinn. Es handelt sich nicht um die „Weihung", „Heiligung", „Kon-

sekration", sondern darum, Gott zu loben und ihm zu danken für seine Gaben.

In Jesu Zeit wurde der Wortlaut freier gehandhabt als später. Jesus kann gesagt haben: „Herr des Himmels und der Erde" (vgl. Matthäus 11) oder auch „Vater" oder „Unser Vater in dem Himmel". Aber, daß er irgendwie den Sinn dieser kleinen Gebete verändert hätte, ist allein schon dadurch ausgeschlossen, daß die Evangelisten ja keinen Wortlaut angeben, sondern nur auf dieses Tun in Worten als auf etwas ganz Bekanntes und Geläufiges hinweisen. Jesus wird hier vor seinen Deuteworten bereits diese im Sinn gehabt haben. Aber daß er damit Wortlaut und Sinn verändert hätte, folgt hieraus noch nicht. Brot blieb ja doch Brot und Wein blieb Wein. Und immer wieder folgt daraus, daß die Evangelisten hier keinen Wortlaut angeben, daß in dieser Berakha nichts lag, was von dem Geläufigen abwich und daher in sich das eigentlich Neue des Abendmahls barg. Dieses Neue liegt nur in den Deuteworten Jesu. Es liegt — das sei hier nebenher bemerkt — auch nicht in dem „Brechen" des Brotes und auch nicht in einem besonderen Verfahren mit dem Wein, etwa dem Kreisen des Bechers Jesu. Die Abendmahlsberichte machen das Kreisen des Bechers Jesu in keiner Weise notwendig. Auch in dieser Richtung sind unter uns über den Sinn des Abendmahls und der dabei vollzogenen und zu vollziehenden Handlungen ganz abwegige Vorstellungen verbreitet.

So läßt sich also — das ist völlig klar — von dem eucharistein oder eulogein aus ganz und gar nichts für einen „hellenistisch-mystischen" Charakter des Abendmahls beweisen.

Dasselbe gilt, wenn wir nun noch das Verfahren mit dem Wein im besonderen ins Auge fassen und dabei zusammenfassend die Frage nach dem Sinn der Deuteworte Jesu und damit des Abendmahls erörtern.

7

Man betont heutzutage vielfach bei dem Abendmahl den Gedanken der communio, d. h. der Gemeinschaft, und zwar der Gemeinschaft der Teilnehmer *untereinander*. Man knüpft diesen Gedanken besonders an das Trinken aus dem Becher an und meint, daß hier ein „Bundestrunk", eine „Blutsbrüderschaft" dargestellt werde. Aus diesem Grunde glaubt man, an dem Trinken Mehrerer aus einem und demselben Gefäß festhalten zu müssen.

Auch alle diese, von unseren Gepflogenheiten hergeholten Gedanken sind für die Erklärung der biblischen Abendmahlstexte völlig abwegig, wie auch weitere Kreise längst aus Dalmans Buch „Jesus-Jeschua" hätten lernen können.

Die Sachlage ist hier folgende. Man läßt vielfach bei dem sogenannten Qidduschbecher und bei dem Nachtischbecher den Becher des Vorsitzenden kreisen. Der Qidduschbecher ist der Becher, der getrunken wird, nachdem über ihm erklärt worden ist, daß der Tag — z. B. der Sabbat oder ein Festtag — „heilig geworden ist", d. h. daß dieser Tag eingetreten ist. Der Qidduschbecher spielt namentlich bei der häuslichen Sabbatfeier eine Rolle. Da handelt es sich um eine intime, häusliche Feier. Der Nachtischbecher tritt immer dann ein, wenn drei und mehr Personen miteinander speisen. Aber nun ist es gerade beim Passahabend nicht Sitte, den Becher des Vorsitzenden kreisen zu lassen. Und warum nicht? Weil ja die Passahgesellschaften nicht nur aus Familiengliedern bestehen, sondern auch Fremde dabei zugelassen werden, d. h. Juden, die nicht zu derselben Familie gehören. Jesus würde von hier aus entschieden gegen das Kreisen des Bechers bei unseren heutigen Abendmahlsfeiern sein, da hier oft einander ganz fremde Menschen aus einem und demselben Gefäß trinken.

Hat denn aber Jesus nicht doch beim ersten Abendmahl seinen Becher kreisen lassen und hat er nicht ausdrücklich befohlen: „Trinket alle daraus?"

Bei dieser Fassung der neutestamentlichen Abendmahlsberichte liegen wieder allerlei Irrtümer vor, die sich daraus erklären, daß man die biblischen Worte nicht genau genug angesehen hat und bei ihrer Erfassung nicht mit den unerläßlichsten Vorkenntnissen ausgestattet war.

Es ist zu bedenken:

Einmal: wo — wie eben erwähnt ist — der Becher des Vorsitzenden der Tischgesellschaft kreist, da meint man damit nicht einen Bundestrunk, sondern nur den unmittelbaren Anteil an der Berakha des Vorsitzenden, die ja doch für die Erlaubnis zum Essen oder Trinken grundlegend ist.

Ferner: es ist unbedingt für das Verständnis der biblischen Abendmahlsberichte nötig, daß man weiß: nach der Sitte mußte derjenige, der den Vorsitz führte und die Berakha für die Anderen sprach, auf die die Anderen mit amen respondierten, nun zuerst selber essen oder trinken, ehe die Anderen essen oder trinken durften. Nachdem die Berakha und das Amen verklungen ist, vollzieht sich das Essen und Trinken des Einzelnen schweigend, d. h. ohne besondere Aufforderung des Vorsitzenden. Aß und trank der Vorsitzende nicht, so warteten die Anderen darauf, ehe sie selber aßen oder tranken.

Aus diesen festen Gepflogenheiten der Sitte, der Verpflichtung und des Anstandes folgt, daß Jesus, als er von dem Brot oder dem Wein, über dem er ein Deutewort sprach, nicht essen oder trinken wollte, unbedingt nun — von der Sitte abweichend — eine *Aufforderung* an die Jünger richten mußte, ihrerseits zu essen und zu trinken. Diese Aufforderung liegt bei dem Brot in dem Wort „Nehmet" oder „Nehmet, esset", und bei dem Wein liegt sie deutlich bei dem ersten der bei Lukas erwähnten Becher — mit dem kein Deutewort verbunden ist — in: „Nehmt dies und teilet unter euch." Sie liegt im übrigen in den bei dem Becher mit Deutewort vorkommenden Worten: „gab ihnen". Deutlich sagen die Texte, daß Jesus weder von dem mit Deutewort versehenen Brot — weil es sich dabei um seinen Leib handelte —, noch von dem mit Deutewort versehenen Wein — weil es sich dabei um sein Blut handelte — gegessen oder getrunken hat. Warum er das nicht tat, ist in der Begründung deutlich gesagt. Diese Begründung sagt aber nichts davon, daß es sich bei dem Becher um einen Bundestrunk und um ein besonderes Verfahren, um das Kreisen des Bechers — etwa gar als Ausdruck der Gemeinschaft der Jünger *untereinander* — handle. Wo Paulus 1. Kor. 10 von „Gemeinschaft" redet, redet er von „der Gemeinschaft mit dem Leibe und dem Blute Christi"[2]), aber nicht von der Gemeinschaft der Teilnehmer untereinander. Er redet hier von dem „*einen* Leib" in dem Sinne des Anteils an dem *einen* Brot, also nur indirekt und in zweiter Linie von einer Gemeinschaft untereinander. Wie bei dem Brot nicht von einem und demselben Brot abgebissen wird, so setzen die Texte auch nicht voraus, daß man aus einem und demselben Gefäß mit anderen trinken müsse. Das „Trinket alle daraus" oder „sie tranken alle daraus" ist ungenau übersetzt. Richtig muß es heißen: „*Trinket davon alle*" und „*sie tranken davon alle*". Der Ton liegt auf dem an den Schluß gestellten „*alle*". Der Sinn ist also: „Keiner schließe sich davon aus, von diesem als mein Blut bezeichneten Wein zu trinken" und „es schloß sich Keiner aus, sondern sie tranken von diesem Wein alle." Darauf, ein besonderes Verfahren mit dem Wein zu gebieten, zielen diese Worte nicht ab. Sie zielen darauf ab, daß die Jün-

[2]) *von Soden* übersetzt in seiner Abhandlung „Sakrament und Ethik bei Paulus" (Marburger Theologische Studien 1) mit Recht „Teilhabe" (S. 8). Zu seinem bedeutungsvollen Begriff „sakramentale Ethik" ist zum Zweck einer erneuten Durchdenkung des jüdisch-rabbinischen Sakramentsbegriffes auch auf *F. Gavin*, The jewish antecedents of the christian sacraments, London 1928, zu verweisen.

ger, trotzdem von ihnen als Hebräern das Trinken von Blut verlangt wurde, sich nicht davon ausgeschlossen haben.

Wir haben nun endlich die Bahn frei, zu sagen, worauf es denn nun eigentlich bei dem Abendmahl ankommt.

8

Am besten würde man das sehen, wenn man unsere heutige Abendmahlsfeier dem ersten Abendmahl so sehr, als nur immer möglich ist, annähern würde. Dann müßten wir die heutige „wandelnde" Kommunion zuerst einmal in eine „sitzende" Kommunion verwandeln. Bei dieser „sitzenden" Kommunion würde sich dann der „Einzelkelch" ganz von selber einstellen. Dann müßte man die Berakha vor dem Brot und dem Wein in ihrem ursprünglichen Wortlaut wiederherstellen, ferner die Worte des Paulus zum Leitstern für das Verständnis der Deuteworte Jesu nehmen: „Ihr verkündet den Tod des Herrn, bis er kommt."

Alles ist hier nach der Meinung der biblischen Texte, soweit die Vergegenwärtigung durch Brot und Wein in Betracht kommt, sinnbildlich, symbolisch, geschichtlich[3]) gedacht, nichts mysteriös, wunderhaft, zauberhaft, naturhaft. Durchaus real ist der geschichtliche Tod Jesu, der Tod am Kreuz, und seine Bedeutung. Deutlich ist die Gegensätzlichkeit zum Passahlamm und zum alten Bunde, deutlich die geschichtlich vermittelte Gemeinschaft mit Jesus als dem, der durch seinen Tod die wahre Erlösung gebracht hat. Das Geschichtliche, Irdische steht dabei als das zunächst von dem Getöteten Trennende im Blick, aber man richtet dann die Augen auf das Wiederkommen im Reiche des Vaters und die Erneuerung der durch den Tod gestörten Gemeinschaft. „Man verkündigt den Tod des Christus, bis er kommt."

Die Deuteworte Jesu „helleniſtisch" zu verstehen, ist ebenso unmöglich, wie — z. B. etwa bei Markus — den Abendmahlsbericht aus dem Passahabend zu lösen und für einen „Einsatz" in die ältere Überlieferung zu halten. Darauf kommt man nur, wenn man das Formelhafte und Mosaikartige der rabbinischen Überlieferungsart übersieht. Der erste Becher bei Lukas ist der Qidduschbecher des Passahabends, also der erste der vier Passahbecher. Der kurze Lukastext des Codex D, der noch das Deutewort von dem Brot enthält, aber nicht das Deutewort von dem Blut, ist in sich ebenso unmöglich wie andere Korrekturen, die man an dem längeren Lukastext, dem Text mit den zwei Bechern, angebracht hat. Die beiden Deuteworte, das von dem Leib (Fleisch) und dem Blut (Seele), gehören untrennbar zusammen. Jesus gibt das wahre Brot, den wahren Wein, die wahre Nahrung zum ewigen Leben. Sein „Gedächtnis" gilt es zu verkünden und festzuhalten, auch das ein Gedanke, der tief im Passahabend verankert ist, wo ja das Gedenken eine Hauptrolle spielt. Im Glauben an Jesus, in der Gemeinschaft mit ihm als dem Gekreuzigten, also mit seinem in den Tod gegebenen Leib und seinem vergossenen Blut, die durch das Essen und Trinken von Brot und Wein, die auf Leib und Blut gedeutet werden, dargestellt wird, hat man die wahre Gemeinschaft zum ewigen Leben, wie ebenso in der Hoffnung auf ihn und sein Wiederkommen, wenn das Reich Gottes kommt, in der Hoffnung auf den, den seine ersten Jünger dann als den Auferstandenen geglaubt und erlebt haben. Sie haben aber auch von hier aus nirgends auf irgendwelche Änderung, etwa Ummaterialisierung, der Elemente Brot und Wein geschlossen. Bei alledem ist vielmehr deutlich, daß nirgends an Etwas gedacht ist, was ein Wunderhaftes mit und in und an den Elementen Brot und Wein geschehen läßt. Sobald wir die „sitzende Kommunion" und mit ihr den Einzelkelch hätten, würde das Abendmahl eine Feier des Gedächtnisses und Glaubens an den größten Führer, an den wahren Erlöser der Menschheit sein, die ebenso unvergeßlich für jeden Teilnehmer sein würde, wie er selber, um den, insbesondere um dessen Tod, es sich hier handelt, unvergeßlich ist. Würde man einen besonderen Raum als Abendmahlsraum ein für allemal bestimmen, so würde sich die „sitzende" Kommunion leicht einrichten lassen, und das alles wäre dann eine Feier, wie sie Jesus gewollt hat, und frei von allen Anstößen, die die jetzige Abendmahlsfeier bietet.

Das alles liegt natürlich weit ab von der Gegenwart, und es ist selbstverständlich, daß hier die Entwicklung sehr langsam gehen wird[4]). Einstweilen stecken wir ja noch in einer Auffassung drin, die auf der einen Seite an einem unhaltbaren Verständnis der biblischen Texte festhält, um den bestehenden Zustand und Brauch zu rechtfertigen, und auf der anderen Seite fast nichts von diesen biblischen Abendmahlstexten übrig läßt, weil sie meint, sie „helleniſtisch" erklären zu können. Das Eine ist meines Erachtens so falsch wie das Andere. Diejenige Auffassung, die sich mir immer wieder ergeben hat, ist im Vorstehenden skizziert. Ich stelle sie hiermit zur Debatte und auch zur „dialektischen" Bearbeitung. Für Belehrung bin ich sehr dankbar. Das scheint mir sicher zu sein, daß jede „dialektische", „dogmatische" oder sonstige Bearbeitung der biblischen Abendmahlstexte und des Abendmahls überhaupt nicht umhin kann, sich um alles das zu kümmern, was hier von mir gesagt ist, es sei denn, daß man heutzutage meint, über das Abendmahl der Christenheit etwas aussagen zu können, ohne auf die geschichtlichen Überlieferungen Rücksicht zu nehmen. Wie das dann ausfällt, zu sehen, würde mir und Anderen sicherlich sehr lehrreich sein[5]).

Leipzig Paul Fiebig

[3]) Man vergleiche den Begriff von Sodens „sakramentale Ethik".

[4]) Eine Überstürzung wäre vom Übel.

[5]) An früheren Erörterungen des Abendmahlsproblems sei auf die Aufsätze von Otto, auch CW 1917, Nr. 13 verwiesen, ferner auf O. Baumgartens religionsgeschichtliches Volksbuch „Die Abendmahlsnot" (Mohr), ebenso auf Albert Schweitzers Neudruck seiner Abendmahlsauffassung (Mohr). Ottos Worten CW 1917, Sp. 246 ff., liegt mit Recht die Annahme zu Grunde, daß Jesus sich an Vorhandenes anschloß. Was Otto am Qiddusch aufgefallen ist, ist nicht das für diesen Charakteristische; denn bei jeder Mahlzeit von mehr als zwei Personen teilt der Vorsitzende das Brot durch Brechen des Brotes aus, ebenso spricht er entsprechende Berabboth. Richtig ist, daß Jesus bei Brot und Wein an seinen Tod denkt, aber an den Tod durch Steinigung schwerlich. Die Texte betonen das Brechen nicht. Der Sprachgebrauch „Brotbrechen" beweist nichts für eine Ausdeutung des Brechens. Das Ausgießen hängt ebenfalls schwerlich mit dem Gedanken an die Steinigung, sondern mit der Opfervorstellung und wohl auch dem Eingießen in die kleinen Becher zusammen. Richtig sagt Otto: „Mit, in und unter der Feier des Mahles haben wir das Geschehnis von Golgatha." Der Passahqiddusch kommt für den ersten Becher bei Lukas in Betracht. Um den Sabbathqiddusch kann es sich für das Abendmahl nicht handeln, da es nicht am Sabbath stattfand. Für alle Einzelfragen gewinnt man hier nur vom Passahabend aus die richtigen Erkenntnisse.

Die Verhandlungen des letzten Theologentages haben gezeigt, daß für weitere Theologentage der Hinweis auf ein alle Disziplinen der Theologie umfassendes und Theorie und Praxis in gleicher Weise brennend angehendes Thema erwünscht ist. Sollte man nicht erwägen, ob es nicht höchst aktuell und von wirklich ernsthafter Bedeutung wäre, einmal die Sakramente auf die Tagesordnung eines Theologentages zu setzen? Besser noch wäre es, nur das Abendmahl zu behandeln, das ja eine viel brennendere Frage darstellt als die Taufe (vgl. Reitzenstein, Schaeder, Windisch, Leipoldt, Oepke) und höchst ernste Erörterungen zur Folge hat, die AT, NT, alte Kirchengeschichte (Lietzmann), Luther (Sommerlath), Dogmatik und vor allem auch die praktische Theologie, Konfessionalismus und Universalismus, Mission, vergleichende Religionsgeschichte sehr lebhaft angehen. Man vergleiche auch Dedo Müller „Die Erde höre" (Berlin, Furche-Verlag). Man müßte sich dann vor allem rechtzeitig dessen vergewissern, daß die vorhandenen Unterschiede wirklich durch die Vertreter der betreffenden Theologien zum Ausdruck kommen. Gerade beim Abendmahl müßte es doch Theologen möglich sein, eine Verständigung zu erzielen. Sicher ist, daß gebildete Gemeindeglieder solche Verhandlungen sehr begrüßen würden, wie nicht minder Stimmen des dritten Theologentages wie die des Pfarrers Roth.

Religiöse Gegenwartshaltung und menschliche Grenzsituation

Wir reden heute so viel von der Relativität aller Dinge, von der Krisis unseres Wissens, ja von der Bedrohung unserer gesamten Existenz. Dabei verabsolutieren wir unsere Gegenwärtigkeit und vergessen, daß die menschliche Struktur, so variabel sie auch infolge der mannigfaltigen gesellschaftlichen Bedingtheiten erscheinen mag, eine Konstante aufweist, die es uns möglich macht, gleichartiges menschliches Verhalten in den verschiedensten Zeiten aufzuzeigen. Mit dem Wissen um die Widersprüche im menschlichen Leben und ihre Unauflösbarkeit geht gleichzeitig der Kampf gegen diese Antinomien und der Versuch ihrer Überwindung. Alles religiöse und metaphysische Streben des Menschen ist ein solcher Versuch, die im Immanenten unlösbar scheinenden Widersprüche im Transzendenten zu lösen. Der Mensch hat stets mehr oder minder bewußt die Bedrohtheit seines Daseins erlebt, über ihm stand das Schicksal, auf ihm lasteten Leiden, Tod und Schuld. Was je im Zeichen der Verkündung stand, der religiösen wie der metaphysischen, kommt aus dem Bewußtsein dieser Alles in Frage stellenden Bedrohtheit der Existenz.

Und trotzdem vollzieht sich das Leben der Menschen nicht in einer ununterbrochenen Krisis. Jaspers hat recht, wenn er sagt, daß die Menschen im allgemeinen selten völlig verzweifelt sind; nicht nur, daß sie sich die Antinomien verschleiern (der Tod ist zwar eine Wirklichkeit, aber er braucht ja nicht gerade mich und nicht mich in diesem Augenblick zu treffen), sondern sie leben fast immer aus einem überkommenen Halt heraus, der den Menschen trotz erlebter Widersprüche nicht bis zur faktischen Grenze gelangen läßt.

Die Grenzsituation im Leben des Menschen tritt erst dann ein, wenn ihm angesichts der nicht mehr verschleierbaren Antinomie jeder überkommene Halt zusammenbricht, wenn er dem vollkommenen, dem absoluten Nichts gegenübersteht. Das ist der Augenblick, in dem Religion als Notwendigkeit über den Menschen hereinbricht und ihm das Bewußtsein der grenzenlosen Bedingtheit des menschlichen Daseins aufzwingt. Jetzt sieht der Mensch sein Leben von der Grenze, vom Tod aus; je ungebrochener und primitiver der Mensch ist, desto seltener wird er sein Leben von der Grenze aus sehen. Es sind daher auch nur die sublimierten Religionen, die an der Grenze des menschlichen Lebens beginnen.

Der Heilsweg der buddhistischen Versenkung, der im Nirvana endigt, ist daher nicht die Religion des Nihilismus, sondern der in der Grenzsituation erfahrene Weg zur Aufhebung des Leidens. Er überwindet das Leiden und das Leben, das immer neuen Tod bedingt, indem er die Quelle alles leidvollen Lebens, das Begehren aufhebt. Es ist das Schicksal einer solchen Religion, die aus der Unbedingtheit der Grenzsituation heraus geboren wurde, daß sie, wenn sie sich über den begrenzten esoterischen Kreis ausbreiten will, nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten bleiben kann. Sie verschleiert den unbedingten Ernst, das Grauen der Grenzsituation, aus der sie stammt, um von der Menge der Menschen angenommen werden zu können. So wie es dem Buddhismus erging, ist es auch dem Christentum ergangen. Die Geschichte des Christentums zeigt mit vollendeter Deutlichkeit das Bewußtsein des Menschen von der unbedingten grenzenlosen Bedrohtheit seines Daseins und dem Kampf gegen diese Bedrohtheit, in dem immer wieder aus der Ungewißheit die Gewißheit, aus der freischwebenden Gnade das feste Gehäuse der Erlösung, die Heilsanstalt der Kirche gemacht wird.

Die Antinomie im menschlichen Leben, an die das Christentum sich wendet, die es zu überwinden sucht, ist die Antinomie der Schuld, der Sünde, nicht die des Leidens schlechthin wie im Buddhismus. Wie kann ich Mensch, der ich sündig bin in meinem Sein, schuldig in meiner Existenz, wie kann ich gerettet werden vor Gott — das ist die christliche Frage des Menschen an seiner Grenze. Aber weil der Mensch dieses völlige Infragestellen seines Daseins, dieses Ohne-Antwort-bleiben, diese Ungewißheit nicht ertragen zu können glaubt, ja weil sie für die Menschen bis auf wenige Ausnahmen nicht zu ertragen ist, deshalb wird diese Antinomie nicht durch ein freies aus dem Leiden dieser Situation geborenes Wagnis überwunden, das Wagnis des Glaubens, des „sola fide", wo doch nichts mehr zu glauben ist, sondern die Überwindung wird zum Dogma, zum gesicherten Gehäuse, in dem sich Jeder warm und behaglich aufgehoben fühlt, sie wird zum ruhigen Besitz, den Jeder erwerben kann, wenn er nur will.

Vielleicht gibt es ein Gesetz des revolutionären Fühlens, und Menschen, die in der Grenzsituation stehen, sind ja immer revolutionäre Menschen. Ihnen ist in dieser Lage aller Sinn und Wert ihres Daseins fragwürdig geworden. Dies Fühlen aber strebt nach einem Gehäuse, ohne das es nicht glaubt existieren zu können, es kann in seiner dauernden Bedrohtheit und Krisenhaftigkeit nicht leben und es tritt nun entweder Erstarrung ein oder von neuem ein revolutionäres Durchbrechen des Gehäuses.

Ein solches revolutionäres Durchbrechen des Gehäuses, dem dann wieder eine Erstarrung folgte, haben wir im Zeitalter der Reformation zu sehen. Hier wird aus der Bedrohtheit des Daseins heraus das freie Wagnis des Glaubens unternommen. Aber dieser Glaube, der als Gnade erlebt wird, besitzt Wirklichkeit. Die Unruhe wird im Glauben zur Ruhe, die Ungewißheit zur Gewißheit. Und die Gewißheit der rettenden Gnade Gottes ist nicht die selbstzufriedene Ruhe des Besitzenden, es ist die Kraft, die den Glauben zur Wirklichkeit werden läßt, die gar nicht mehr an das Wagnis denkt, nicht mehr über die Bedrohtheit des eigenen Daseins grübelt, die Kraft, die singen kann „Ein feste Burg ist unser Gott"! Daß diese Kraft im Laufe der Zeiten wieder verloren ging und nur noch die satte Ruhe der beati possidentes übrigblieb, das wissen wir. Und heute? Ist der Mensch der Gegenwart bedrohter in seiner Existenz, d. h. sind ihm die Antinomien in seinem Leben bewußter, deutlicher geworden wie noch vor einigen Jahrzehnten? Sucht er nach Überwindung, so wie sie stets jede freie und starke Form der Religion erstrebt hat, nach jener Überwindung, die stets ein Wagnis bedeutet, keine Sicherung, weil sie die unbedingte Hingabe, das Glauben-müssen schon vor dem Glauben-können voraussetzt? Oder sucht der gegenwärtige Mensch (d. h. „der durch die Gegenwart bestimmte und seinerseits die Gegenwart bestimmende Mensch") noch stärker wie bisher sich die Antinomien zu verschleiern und sich an die Gehäuse zu klammern, die ihm die Tradition überkommen hat?

Wenn wir hier überhaupt vom gegenwärtigen Menschen und von seiner Haltung zur religiösen Lage der Gegenwart reden, so interessieren uns diejenigen Menschen, die sich bewußt in einer Grenzsituation befinden; das aber ist der menschlichen Natur gemäß nur ein winziger Bruchteil. Wohl nur die, die einen Drang zum Metaphysischen hin besitzen. Bewußt in der Grenzsituation stehen aber nur die Menschen, die an ihrem „Gehäuse" irre geworden sind. Es braucht dies nicht immer nur ein religiös-metaphysisches Gehäuse, es kann auch ein gesellschaftliches, ein rational-wissenschaftliches sein. Uns beschäftigt hier nur die Stellung des Menschen in der Grenzsituation zum Religiösen.

Der heutige Mensch ist in weitgehendem Maße irre geworden an all den Gehäusen, aus denen er stammt. Es

ist völlig richtig, daß der gegenwärtige Mensch weltanschauungslos*) ist. Könnte er sonst eine „Psychologie der Weltanschauungen" schreiben? Und doch ist es auch heute so, daß der Mensch, wenn er irgend kann, sich seine Krise verschleiert, daß er sich seine tatsächliche Bedrohtheit gar nicht zugeben will. In den meisten Fällen drückt sich der Mensch um seine Grenzsituation herum; es ist nur selten, daß er durch sie zerstört wird oder durch sie Kraft gewinnt. Da, wo er zerstört wird, da wo alles um ihn herum bricht, da wo die Unsinnigkeit seines Daseins, seine Existenz dem Nichtsein gegenüberstellt, da bleibt ihm nur die Flucht in ein Gehäuse, das die völlige Aufgabe seines bisherigen Menschen verlangt. Denn der Tod ist hier kein Ausweg, er kann den Zwiespalt in unserm Leben nicht lösen. Wenn wir sterben, um der Krisis unseres Lebens zu entgehen, dann überwinden wir diese Krisis nicht, wir nehmen sie mit in den Tod hinein. Und doch gibt es mehr Menschen, die in der völligen Zerbrochenheit ihres Daseins den Tod auf sich nehmen, der dann kein Erlösungstod, sondern ein Verzweiflungstod ist, als Menschen, die in dem Gehäuse Schutz suchen, das ihnen heute noch Heimat, Erlösung, Trost und Kraft verspricht: der katholischen Kirche. Warum suchen nicht mehr Menschen Zuflucht hinter den Mauern, in deren Umfriedung allein mystisches Leben möglich erscheint? Ist der mystische Heilsweg in seiner subjektiven Freiheit nicht der einzige Weg, die Widersprüche zu überwinden und zu einer Einheit zu gelangen?

Daß der gegenwärtige Mensch diesen Weg nur in den seltensten Fällen geht, daß er dieser ungeheuren Verlockung widersteht, auf diesem Wege noch zu einer Einheit zu gelangen, das ist ein Zeichen für seine Wahrhaftigkeit und für das Bewußtsein des Ernstes seiner Lage. Der heutige Mensch weiß, daß sein seelisches und sein soziales Sein in gleicher Weise bedroht ist, daß über seinem Sein und seinem Erkennen dieselbe Wahrheitslosigkeit lastet. Mit diesem Wissen aber, das ein Wissen der Grenzsituation ist, können die Heilswahrheiten der katholischen Kirche ihm keine Ruhe geben. Sie wollen ihm ja seine Bedrohtheit verschleiern, ihn vor den Grenzen seiner Existenz sichern, und gerade das will er nicht. Ist der Mensch der Gegenwart ein bedrohter Mensch, ein gefährdeter Mensch, ist er zerbrochen an seiner eigenen Autonomie, so kennt er diese Gebrochenheit, aber er will sie nicht aufgeben. Lieber allein, einsam ohne Halt im Endlichen wie im Unendlichen bleiben, als etwas aufgeben von der Freiheit seines Daseins, die zugleich seine Bedrohtheit ist.

Nur wenn der Wille zur Freiheit in den Leiden der Grenzsituation endgültig zerbrochen worden ist, wenn die Fragwürdigkeit des Daseins bloß noch Angst und Schrecken bedeutet und in dieser Zwiespältigkeit nicht mehr die Kraft erfahren wird, die ja gerade darin liegt, daß alle Sicherungen verschmäht werden, nur dann ist der heutige Mensch bereit, sich unter die Autorität zu beugen und in ihr zu ruhen. Denn so ist das Gehäuse des Katholizismus beschaffen, daß es kein Ruhen in ihm gibt ohne völlige Unterwerfung. Nur der kann in weltlicher Abgeschlossenheit nach der himmlischen Ruhe der unio mystica streben, der das sacrificium des „Infragestellens" gebracht hat. Einsam in seiner Freiheit, einsam in seiner Bedrohtheit, einsam in seiner Gebrochenheit, findet sich der autonome Mensch in das „Dasein" geworfen zum Tode hin.

Es ist ein Gesetz menschlichen Lebens, daß die Existenz zusammenbricht, wenn sie nicht befreit wird von der Grenze, wenn sie die Grenze nicht zeitweise überwinden oder verschleiern kann. Der Mensch muß von der Grenze in das Zentrum seines Daseins zurückkehren können, oder er muß über diese Grenze hinausweisen, diese Grenze transzendieren. Das Letztere, die Überwindung der Grenzsituation durch Transzendierung finden wir in allen sublimen Religionen, und wir finden es am anschaulichsten in dem Lebensrhythmus der großen religiösen Persönlichkeiten. Aber wie steht es bei dem Menschen der Gegenwart? Von der Grenze loskommen, indem er sie verschleiert und die Forderung der Grenzsituation nicht in ihrer Unbedingtheit anerkennt, indem er sich in das Zentrum seines Daseins zurückzieht, um in ihm Ruhe und Versenkung zu finden, das ist dem Menschen der Gegenwart nur in seltenen Fällen möglich. Es sei denn, die völlige Zerbrochenheit seines Seins zwinge ihn dazu.

Kann der heutige Mensch über seine Grenze hinausweisen mit der einfachen und ausdrücklichen Gebärde, die das Wagnis und das Paradox des Glaubens ist? Wohl nicht! — Er möchte glauben, aber er muß nicht glauben. Er hat die Kraft verloren, die Kraft und die Kindlichkeit, die zu dem bedingungslosen Glaubenswagnis gehört und ohne die keiner der großen Glaubenshelden leben konnte. Die Bewußtheit hat ihm einen Teil seiner Kraft genommen — nicht weil die Bedrohtheit des gegenwärtigen Menschen größer wäre, nur das Bewußtsein seiner Gefährdung lebt stärker in ihm. Dieses Wissen, das sich hineinbohrt in das eigene Dasein, das immer wieder dem Menschen sein Leiden an der Grenzsituation bewußt macht, hat ihm mehr von der Kindlichkeit des Glaubenkönnens genommen als alle Erfahrung seiner Autonomie. Aber das „Werden wie die Kinder" ist eben eine Funktion des Glaubens. — Auch Luther erlebte die Bedrohtheit, das Leiden, das Grauen der Grenzsituation; aber als ihn die Gnade ergriff, da glaubte er an sie mit der ganzen ungebrochenen kindlichen Kraft seines Wesens, da ließ er sich von ihr ergreifen rückhaltlos und fühlte sich durch diesen Glauben gerecht vor Gott! — Weil für den heutigen Menschen der Zugang verschüttet scheint zu dieser kindlichen Unbedingtheit des Glaubenmüssens, bleibt ihm nur die Bejahung der Grenzsituation als unüberwindbarer Disharmonie. Indem er sie nun durchaus bejaht, schafft er sich einen neuen Halt, ein neues „Gehäuse". Durch seine Bejahung, durch das Wissen von der Unauflösbarkeit der Grenzsituation als dauernde Funktion seiner Existenz hört zwar nicht das Bewußtsein seiner Gefährdung auf, wohl aber das Leiden. Denn er dogmatisiert gleichsam seine Grenzsituation, indem er sie nicht mehr verneint, er beginnt an sie zu glauben!

Und indem der Mensch glaubt, sich immer und überall verdächtigen zu müssen, da wo er wagen will zu glauben, kann er schließlich nicht anders, als nicht das Dasein, sondern sein Dasein bejahen. Aber mit dieser Geste weist er nun nicht mehr über sich selbst hinaus, sondern auf sich selbst hin, und obwohl er sich nicht rechtfertigen will vor Gott, sondern nur hindeutet auf seine Grenze, auf diese Krisis seines Daseins, entfernt er sich immer mehr von dem Glauben, der in den Worten „unser Vater" liegt und durch den allein die Gnade über ihn kommen kann. Wenn ein heutiger Mensch in dem Bewußtsein der Grenzsituation die Worte sprechen kann: „Religion ist ein Unglück, das mit fataler Notwendigkeit über gewisse Menschen hereinbricht ..." *), so ist dieser Mensch zwar in dieser Krisis seines Lebens zu Gott ein Mann geworden, aber den Glauben an die „Lilien auf dem Felde", der ihn allein vor dem „Unglück der Religion" bewahren könnte, hat er auf immer verloren.

Frankfurt a. M. Maria Fuerth

*) Tillich, Religiöse Verwirklichung, Berlin 1930.

*) Barth, Römerbrief, München 1922.

Kritische Betrachtungen zur Wirtschaftskrisis

1

Zwölf Jahre sind vergangen, seit der Waffenstillstand kam und der Friede diktiert wurde. Die Menschheit hat sich in die alte Ordnung nicht wieder hineinfinden können. Sie war unglücklich unter dem Donner der Kanonen. Sie ist nicht viel glücklicher geworden unter der Führung der Diplomaten und Politiker. Millionen winden sich heute in der Sehnsucht nach Lebensraum und Arbeit. Die Führer haben dieses Sehnen nicht stillen können. Zwar bringt jeder Tag neue Versuche des Arbeitslosenproblems Herr zu werden, aber alle diese Versuche ertrinken — und mit ihnen Hoffnungen und Glaube Vieler — in der Brutalität der Tatsachen.

Löst man das Problem aus dem ganzen dazugehörigen Fragenkomplex heraus, dann erscheint als seine eigentliche Wurzel — die Maschine. Im Aufgang des Maschinenzeitalters schrieb Engels, der damals gerade in England lebte, sein Werk „Die Lage der arbeitenden Klassen in England." Diese Arbeit übte den größten Einfluß auf Marx aus und lieferte ihm das Material für seine Theorien. Man sah die Not der Völker, besonders der arbeitenden Klassen, heraufziehen.

Mit der hereinbrechenden industriellen Bewegung formierte sich eine neue Gesellschaftsklasse, das Proletariat, gebildet nicht durch „naturwüchsig entstandene, sondern künstlich produzierte Armut". Und da ihm die Befreiung Deutschlands einzig möglich erscheint auf dem Standpunkt der Theorie, welche den Menschen für das höchste Wesen des Menschen erklärt, proklamiert Marx die Philosophie, die das anthropologische Prinzip zu ihrem Eckstein machte: die Philosophie Ludwig Feuerbachs, zur geistigen Waffe des Proletariats.

Die englischen Trade Unions sind eigentlich immer maschinenfeindlich gewesen (sie treten durch Kontingentierung der Expansion der Maschine entgegen), die französischen Gewerkschaften sind auf die mittelalterliche Zunftorganisation eingestellt, und wenn man von den U. S. A. absieht, wo sich die Maschine infolge Mangels an Werkhänden sozusagen von selbst einführte, darf man behaupten, daß sich die Maschine nirgendwo leichter und reibungsloser einführte als in Deutschland. Auch dafür sind Gründe angegeben worden: Arbeit war im alten Preußenstaat die pflichtmäßige Plage für höhere Zwecke, sie ist es auch für Marx. Im Kapitalismus sieht Marx das zur Erlösung notwendige Schicksal. Überwunden werden kann es durch mehr Kapitalismus. Widerstand gegen die Maschine ist Rückschritt. — Für den Fortschritt von Kapitalismus und Technik hat Marx gerade durch die eben gekennzeichnete Einstellung mehr getan als irgendeine andere Lehre. Seitdem ist der Sieg der Maschine Tatsache geworden.

2

Damit erhebt sich die Frage nach der Bedeutung der Technik für unsere Zeit. Der Widerstand gegen die Technik geht aus von mehr oder weniger retrospektiven Kräften, von Dichtern und Philosophen. Graf Keyserling behauptet, daß die Maschine den Arbeiter seiner Menschlichkeit beraube, daß sie, wie Saturn, ihre eigenen Kinder verschlingen wird. Ich weiß nicht, ob der Weise aus Darmstadt jemals einen tieferen Einblick in Maschinensäle genommen hat; es bleibt immerhin in Weiterführung des Keyserlingschen Bildes die Hoffnung, daß ein proletarischer Zeus den unmenschlichen Vater zwingen wird, seine Opfer wieder auszuspeien. Graf Coudenhove-Kalergi sagt in seiner „Apologie der Technik" das Gegenteil: Endziel der Technik ist Ersatz der Sklavenarbeit, ist Heraufführen des Proletariats zur Herrscherklasse. Der Chemiker, saat Coudenhove, der einst durch Atomzertrümmerung Kohlenersatz schafft, hat mehr für die Menschheit geleistet als der erfolgreichste Sozialreformer, mehr als der Kommunist, der den Kumpel (Bergmann) ja doch nicht erlösen kann. Als Fanfare ist die Kritik zu betrachten, die aus den Kreisen der Technik selbst kommt. In seinem Buch „Völkerschicksal und Technik" stellt Eugen Diesel die These auf: Die Mitwirkung der Technik an der Menschheitserlösung wird zweifelhaft, zumal merkwürdigerweise die Technik in das Bewußtsein ihrer Umwelt gar nicht aufgenommen ist. Man arbeitet mit elektrischen Werkzeugen, hört Radio, fährt Straßenbahn, doch man denkt dabei in Begriffen des vor-technischen Zeitalters.

Fünf Millionen deutscher Volksgenossen sind Mitglieder der Freien Gewerkschaften (die ihren Rückhalt in der Deutschen Sozialdemokratischen Partei finden — es gibt keine „national" gestimmte Partei, die sich jemals rückhaltlos für die Arbeiterschaft eingesetzt hätte —), wie stellen sich nun die Freien Gewerkschaften zur Maschine? Eine Umfrage an 78 deutsche Gewerkschaften ergab dieses Bild: Die Maschine wird als menschliches Wesen genommen, man steht ihr nicht feindlich gegenüber, das Gefühl der Mechanisierung besteht im allgemeinen nicht. Und diese Feststellung überrascht auch nicht: die Quelle dieser freundschaftlichen Einstellung zur Maschine ist — Marx.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Maschine die produktive Fähigkeit gehoben hat. Trotzdem besteht daneben Unterkonsumption breiter und breitester Schichten. Nur für den, der an der Maschine steht, ist der Ertrag gestiegen. Grauert weist in einer Schrift, auf die ich noch zurückkommen werde, darauf hin, daß selbst nach Abzug der Steuer- und Sozialbeiträge die Verdienste der Arbeiter in den Hochofen-, Stahl- und Walzwerken 7, 5 und 4 Prozent über dem Vorkriegsniveau liegen (was gewiß nicht übermäßig viel ist). Wenn man die Arbeitslosen mitrechnet, ist dann der Wohlfahrtsindex auch gestiegen? Überall, wo sich die Maschine durchgesetzt hat, ist durch sie das Gespenst der Arbeitslosigkeit herbeizitiert worden. An der Tatsache der bestehenden Überproduktion läßt sich nicht rütteln, und ebenso fest steht, daß noch viel mehr produziert werden könnte! Diametral dazu steht die allgemeine Konsumptionsbeschränkung, die Beschränkung der Löhne durch die privatwirtschaftliche Konkurrenz, und dies bedingt wieder die weitere Beschränkung der Konsumption. Und was könnte man nun tun?

3

In der Frankfurter Zeitung Nr. 726, 1930, wurde von dem Industriellen R. C. Gütermann ein Vorschlag zur Lösung des Arbeitslosenproblems gemacht mit dem Grundgedanken, die Industrie solle die Arbeitszeit von 48 auf 44 Wochenstunden heruntersetzen und die Belegschaften entsprechend steigern. Die Betriebe, die so verführen, sollten von dem Beitrag zur Arbeitslosenunterstützung befreit werden, was bei jetzt sechseinhalb Prozent Versicherungsbeitrag (je zur Hälfte für Arbeitgeber und Arbeitnehmer) und bei schätzungsweise dreieinhalb Prozent Steuerlasten etwa dem Lohnaufwand für die Neueinstellungen entspreche, zumal wenn auch die Arbeitnehmer bei den Lohnabmachungen für die Übergangszeit mäßige Opfer auf sich nehmen. Betriebe, die an einer längeren Arbeitszeit festhielten, hätten hundert Prozent der Lohnsumme jeder Überstunde (über 44 Stunden hinaus) an die Arbeitslosenversicherung abzuführen.

Die Gütermannschen Vorschläge (Herr G. ist Leiter einer Fabrik von über 2000 Arbeitern und Angestellten, die seit sechs Jahren durchschnittlich 50 Wochenstunden arbeitet) decken sich im Wesentlichen mit den längst vorgelegten Forderungen der Gewerkschaften. Sie hätten sehr wohl als Grundlage für eine Lösung der Arbeitslosenfrage dienen können, um durch Wiedereinordnen der arbeitslosen Massen in den Gang der Produktion dem fast unvermeidbar scheinenden katastrophalen Ausgang unserer wirtschaftlichen Entwicklung zu entgehen. Aber:

Die Schwerindustrie hat über einen solchen Vorschlag bereits den Stab gebrochen, bevor er ausgesprochen werden konnte. In Heft 12 von „Ruhr und Rhein", 1930, der wirtschaftspolitischen Wochenschrift der Ruhrkammern und des Langnamvereins, referiert Herr Staatsanwalt a. D. Ludwig Grauert über „Rationalisierung und Arbeitslosigkeit im Ring unheilvoller Theorien"*). Die Freien Gewerkschaften, so führt Herr Grauert aus, die bisher einer verhängnisvollen Lohnerhöhungspolitik nachgegangen seien, nährten auch in Fragen der Arbeitslosigkeit verschrobene Theorien. Durch Arbeitszeitverkürzung solle die Arbeit gewissermaßen gestreckt, das vorhandene Produktionsquantum auf alle vorhandenen Arbeitskräfte aufgeteilt werden. Dies sei praktisch ganz undurchführbar, selbst wenn die Freien Gewerkschaften mit dem vorhandenen Lohnquantum zufrieden wären, also eine Lohnkürzung in dem Maße zubilligten, daß mit der gekürzten Summe zuzüglich ersparter Unterstützungsgelder drei Millionen Neubeschäftigter entlohnt werden können. Die vorhandenen Arbeitslosenkategorien seien nicht im entferntesten in der Lage, die durch die allgemeine Arbeitszeitverkürzung entstandenen Arbeitslücken auszufüllen (wobei an Saison- und Facharbeiterfragen zu denken ist). Das Ganze würde wahrscheinlich darauf hinauslaufen, daß nur fünf Tage in der Woche gearbeitet würde. „Die unbedingte Kausalität einer mit Lohnkostenverteuerung verbundenen Arbeitszeitverkürzung für neue Arbeitslosigkeit sollte den Gewerkschaften genügend Veranlassung sein, auf Propagierung weiter verkürzter Arbeitszeit endlich einmal zu verzichten. Ein kulturelles, gesundheitliches und sittliches Ideal ist die Fünftagewoche ganz sicher nicht. Wenn der Arbeiter zum Bedarf seiner selbst und seiner Familie vor allem und immer den vollen Lohn braucht, warum soll er dafür nicht im Interesse beruhigter Produktion und Verhütung neuer Kapitalüberfremdung den sechsten Tag in der Woche arbeiten? Auch sollte eine aufgeklärte Gewerkschaftspolitik, abseits von der Arbeitszeitgestaltung, endlich einmal dahin kommen, die Grenzen der Lohnerhöhungspolitik einzusehen und auch von der reinen Lohnseite her sich hüten, die große Arbeitslosigkeit zu verewigen." Nicht durch neue, unhaltbare Theorien, wie durch Arbeitszeitverkürzung die Arbeitslosigkeit einzuschränken, nicht durch Palliativmittel, wie die ungeheuer anwachsenden Kosten der Arbeitslosenversicherung, könne den Schwierigkeiten begegnet werden, sondern einzig durch die Erkenntnis, daß man zu wählen habe zwischen hohem Lohn mit großer Arbeitslosigkeit und mittlerem Lohn bei geringerer Arbeitslosigkeit.

4

Wenn sich nun tatsächlich die Wirtschaftsweisheit der Industrie in Stimmen wie dieser erschöpft — und sie erschöpft sich oft genug im Sturm gegen die Löhne — dann muß man an der schöpferischen Kraft des Kapitalismus zweifeln. Das Schwergewicht liegt, zumal gegenwärtig, nicht auf dem Lohn, sondern auf der Senkung der fixen Kosten. Die Löhne machen ihnen gegenüber ja nur 7 bis 15 Prozent aus! Durch Deflation der Hüttenkapitalien, durch Abschreibung der stillstehenden Produktionsanlagen ließen sich wesentliche Verbilligungen erzielen. Daß der deutsche Eisenverbraucher als Steuerzahler auch die Kosten für die Lagerhaltung dessen zahlt, was er als Verbraucher nicht kaufen kann, weil es zu teuer ist, hat Fried in der „Tat" nachgewiesen. Und es ist sehr witzig, daß der deutsche Eisenverbraucher das in Deutschland produzierte Eisen im Ausland billiger kauft: er zahlt 85 Mark pro Tonne plus 25 Mark Zoll, das ist vorteilhafter als zu 137 Mark „Frachtbasis Oberhausen"**)! Die Beispiele lassen sich beliebig mehren.

*) Als Sonderdruck erschienen.

**) Die Grundpreise sind inzwischen um 9 Mark gesenkt worden.

Der Grauertsche Standpunkt zeigt klar und scharf den Engpaß, in dem die deutsche Wirtschaft heute steht. Die Weichen stehen falsch. Man hält sich am Begriff der festen Rente, der der Vorstellungswelt des Feudalismus entnommen wurde, man führt den Kampf gegen den Fürsorgestaat ohne Rücksicht auf seine politischen Folgen. Man kann weiterhin die Wirtschaftsmisere der Gegenwart nicht nur einem verlorenen Krieg, dem Dawes-, dem Youngplan zuschreiben. Oder den Gewerkschaften, die „in Fragen der Arbeitslosigkeit verschrobene Theorien nähren". Denn diese überalterte Wirtschaftsform liegt in der ganzen Welt in konvulsiven Bewegungen. Die Industriefeudalen werden um die Demokratisierung der Wirtschaft — dieser undemokratischen Größe im demokratisierten Lebensraum — nicht herum kommen können. Rathenau hat gesagt, daß nicht das Wirtschaftliche das Neue, sondern daß zunächst die geistige Haltung die Wirtschaft regeln muß. Wodurch legitimieren sich die meisten Wirtschaftsführer zur Verwaltung der Wirtschaft? Oft genug nur durch ihren Besitz. Die Generation, die das System aufgebaut hat, stirbt allmählich aus. Es fehlt an frischer Blutzufuhr, es fehlt an — Geist. Deshalb: Demokratisierung auch der Wirtschaft. Ihre gegenwärtige Ordnung hat sich als unfähig erwiesen, die durch Naturwissenschaft und Technik gezähmten Kräfte zu kontrollieren. Die Maschine bedarf der Planwirtschaft. „Die freie Wirtschaft ist eine planlose Wirtschaft" (Bonn). Man hat versucht, durch Marktanalysen und Statistiken eine krisenlose Wirtschaft zu schaffen. Der Versuch ist gescheitert. Der Kreislauf von Hochkonjunktur und Depression hat sich wohl gegenüber der Vorkriegszeit etwas verschoben, die Krise jedoch ist immanenter Bestandteil der Wirtschaft geblieben. Man mag zu Marx und seinen Theorien stehen wie man will, er hat recht behalten. Es bleibt aber die Frage, ob man es lernen wird, trotz der gewaltigen Arbeitslosigkeit über den Tag hinaus zu denken.

5

In einer anderen Projektion spiegelt sich die Grauertsche Wirtschaftsordnung in der Schrift des Dr. R. Holthöfer „Christ und Wirtschaft" (als Sonderdruck aus der Vierteljahrsschrift „Die Furche", 15. Jahrgang, Heft 4). Die Themastellung ließ eine Auseinandersetzung mit den hier zur Diskussion stehenden Fragen erwarten. Der Verfasser nimmt aber nur indirekt Stellung. Er bemerkt, daß, wenn man dem Kapitalismus an allen Ecken Fesseln gesetzlicher Form anlege, das System nicht mehr funktionieren könne; man dürfe dann aber seine Träger nicht für das Nichtfunktionieren der Wirtschaft verantwortlich machen. Gerade weil Holthöfer das Nichtfunktionieren der Wirtschaft, wenn auch etwas gewunden bestätigt, erwartete man von ihm eine gründliche Stellungnahme. Die aber findet man nirgends; es bleibt bei dem Einerseits-Anderseits, es bleibt bei der „Gesinnung".

Holthöfer hält die kapitalistische Wirtschaftsordnung allein für fähig und geeignet, die Bedürfnisse einer wachsenden Menschheit zu befriedigen, und ist überzeugt, daß sie durchaus christlichen Auffassungen entspricht. Das kapitalistische System mache das Funktionieren der Wirtschaft nicht von Organisationen, sondern vom Menschen und seiner verantwortlichen Haltung abhängig und biete dadurch am ehesten Ansatzpunkte einer christlichen Haltung. Der Kapitalismus erfordere verantwortliches Führertum, dessen Erhaltung notwendig ist, weil die Masse der Menschen, so sagt Holthöfer, immer Autorität, Druck und verantwortungsvolle Führer braucht. Der reine Individualismus alter Prägung habe ausgespielt; trotzdem sage er in vollem Bewußtsein, gerade weil er auf die Möglichkeiten christlicher Ethik innerhalb der Wirtschaft sehe: Kapitalismus! Aus geoökonomischen und außenwirtschaftlichen Abhängigkeiten resultiere undurch-

brechbare Zwangsläufigkeit für den Lebensstandard, für Lohn, für Arbeitszeit, für die gesamte soziale Lage, und zwar für jedes Wirtschaftssystem. Holthöfer lehnt es ab, die Wirtschaft zur eigengesetzlichen Absolutheit zu erheben und die Einwirkungsmöglichkeiten ethischer Gesichtspunkte vollkommen auszuschalten, weist aber ebenso stark darauf hin, daß an der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft Niemand, und zwar in keinem Wirtschaftssystem, vorbeikommen kann. Nicht der mammonistische Geist sei es, der den unerhörten Rhythmus unseres modernen Lebens auslöst, sondern der unablässige Druck der Bedürfnisse von Millionen, die heute von der Wirtschaft leben müssen.

6

Unbestritten bleiben soll die ungeheure Leistung des Kapitalismus, wachsende Bevölkerungsmassen auf beschränktem Raum zu ernähren — in Deutschland 131 Menschen je Quadratkilometer — worauf Holthöfer besonders im Hinblick auf die U.S.A., die nur 13,6 Menschen je Quadratkilometer zu ernähren haben, hinweist. Die amerikanische Wirtschaft ist, im Gegensatz zur deutschen, völlig autark*). Sie hat auch keine Kriegstribute zu tragen. Dem amerikanischen Kapitalismus sind keine Fesseln angelegt, er hat sich am freiesten, ohne die geringsten Hemmungen entwickeln können. Kein Unternehmen ist durch Gesetz mit „sozialen Lasten" beschwert. Und trotzdem zeitigt das System ein ungeheures Anwachsen der Arbeitslosenzahlen, man spricht von 8 Millionen Menschen. Acht Millionen!

Man kann deshalb Herrn Holthöfer nicht zustimmen, wenn er betont, daß Amerika „die Ausfuhr mehr oder weniger als Luxus betreibt und nicht unter dem harten Zwang der Notdurft des Lebens". Denn: alle industrialisierten Länder fahren fort, neue Märkte zu erschließen, um Krisen zu vermeiden — es geht vor sich, was Marx den Vorstoß in den akapitalistischem Raum genannt hat —, und jeder neuerschlossene Markt bedeutet letzten Endes doch nur eine weitere Vertagung der Fragen, die zu lösen uns das spätkapitalistische Zeitalter aufgegeben hat. Holthöfer ist der Überzeugung, daß „das Agens der kapitalistischen Wirtschaft, nämlich das verschrieene Gewinnstreben, durchaus noch nicht etwas Sündhaftes zu sein braucht"; aber ich bezweifele sehr, daß „es vielmehr sogar Gott wohlgefällig sein kann". Es ist schon der mammonistische Geist, der den Rhythmus unseres modernen Lebens auslöst; daß die Bedürfnisse der Millionen, die heute von der Wirtschaft leben müssen, befriedigt werden könnten, darauf habe ich oben schon hingewiesen.

Die Frage Holthöfers, ob das Problem Mensch und Arbeit, Entseelung der Arbeit, Arbeitsfreude, gelöst wäre, wenn wir eine wirtschaftsdemokratisch organisierte Wirtschaft hätten, läßt sich nicht ohne Weiteres beantworten. Diese Probleme hängen ja auch nicht von der Organisation der Wirtschaft ab, sondern vielmehr von dem, was man Betriebssoziologie nennt. Auf diesem Gebiet sind uns England und Amerika weit voraus. Man bedient sich der Erkenntnisse der Psychologie. Die Resultate, die neuzeitliche amerikanische Unternehmer mit der Psychotechnik aufzuweisen haben, sind für beide Teile, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, recht befriedigend.

7

In seiner Schrift äußert sich Holthöfer auch zur sozialen Gesetzgebung. Es soll an dieser Stelle kurz darauf eingegangen werden, obwohl diese Fragen nicht in den Rahmen dieser Betrachtungen gehören. — H. will sie zwar nicht beseitigt sehen, trotzdem sie „in ihrer heutigen Form den Menschen einen großen Teil der eigenen Verantwortung und damit der sittlichen und freien Entscheidung nimmt". Er gehe nicht so weit, sagt Holthöfer, die Sozialversicherung als einen „Frevel am Volk" zu bezeichnen, aber von „Irrwegen" müsse man reden.

*) Sich selbst genügend. D H

„Irrwege der deutschen Sozialpolitik und der Weg zur Sozialen Freiheit" (Berlin 1928), so betitelt sich ein Buch, das den Hugenberg nahestehenden ehemaligen Gewerkschafter Gustav Hartz zum Verfasser hat. Hartz vertritt die These: Sparen ist vorteilhafter als Versicherung. Seine Beweisführung erinnert an den berühmten Pfennig, der, bei Christi Geburt auf Zinseszins gelegt, dem glücklichen Erben Milliarden gebracht hat.

Frieda Wunderlich setzt sich in einer prächtigen kleinen Schrift (Der Kampf um die Sozialversicherung, Heft 5 der Schriften des Deutschen Verbandes der Sozialbeamtinnen, Berlin W 62, 1930, 25 S. 60 Pfg.) mit all den Angriffen auseinander, die gegen die Sozialversicherung in letzter Zeit erhoben worden sind. Sie weist nach, daß alle Voraussetzungen der Hartzschen Rechnung falsch sind, da sie auf völliger Verkennung des Versicherungsprinzips beruhen. Sie geht den meist von Ärzten erhobenen Beschwerden gegen Mißbrauch der Krankenversicherung sorgfältig nach, stellt ihnen die sozialen Momente gegenüber, die in diesen Schriften meist übersehen worden sind, und skizziert in diesem Zusammenhang die Grundlinien einer unbestritten notwendigen Reform der Krankenversicherung. Frieda Wunderlich wehrt sich besonders gegen den Ausdruck „Soziale Last", führt den Beweis der Unrichtigkeit dieser Bezeichnung und kennzeichnet die auch produktiven Wirkungen der Sozialversicherungen. Die Industrie verschließt sich dieser Einsicht nicht überall: Frau Wunderlich berichtet von einem großen Werk der Metallindustrie, das für Wohlfahrtsausgaben ebenso viel aufwendet wie für Sozialausgaben. Dasselbe Werk wehrt sich in der Öffentlichkeit besonders stark gegen die „Soziallasten"! Seine Leitung begründet diese merkwürdige Stellungnahme mit dem Zwang, dem man sich nicht unterwerfen will. Man betont also auch hier den „Herr im Hause-Standpunkt".

8

Dieser Herr im Hause-Standpunkt äußert sich ganz besonders in der scharfen Ablehnung der bekannten Vorschläge der Preußischen Regierung an das Reich durch die Arbeitgeberverbände. Er äußert sich im stieren Hinstarren auf die Senkung der Produktionskosten; die von den genannten Verbänden vertretene und verlangte Wirtschaftspolitik scheint die Bekämpfung der Wirtschaftsübel ausschließlich darauf beschränken zu wollen. Nur durch organische Gesundung unserer Wirtschaftsgrundlagen könne eine durchgreifende Hilfe erreicht werden. Man fordert: Selbstkostensenkung durch Senkung des Lohnes, unter Umständen auch in der Form der Arbeitszeitverlängerung unter Aufrechterhaltung des bisherigen Gesamtlohnes! Selbst wenn man zugesteht, daß der Unternehmer in erster Linie als Betriebswirt denkt oder denken muß, erscheint dieses Programm von erschütternder Dürftigkeit angesichts des Millionenheeres der Arbeitslosen.

Von einem Einzelfall wird berichtet, von einer Harburger Ölfirma: da wurde dank der Initiative ihrer Leitung durch Kürzung der Arbeitszeit dem Arbeitslosenproblem zu Leibe gegangen. Dreihundert schon „Ausgesteuerte", die nur auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesen waren, haben so wieder Arbeit gefunden. Die Arbeiter haben für den Ausfall keinen Lohnausgleich beansprucht, sie haben sich der Kürzung der Löhne zu Gunsten ihrer arbeitslosen Kollegen unterzogen. Diese Arbeiter würden sich dagegen verwahren, wenn ich ihre Opferbereitschaft und ihren Gemeinsinn „christlich" zu nennen wagte. Immerhin wurde hier auch eine Antwort zum Thema „Christ und Wirtschaft" gegeben, und dem Leser der Christlichen Welt sollte die weltanschauliche Stellung derer zu denken geben, die hier Christentum in praxi üben.

Wohin der Weg führt? Wir wissen es nicht. Was würde sich ändern, wenn eine Klasse das Erbe der anderen anzutreten hätte? Nichts. Die rationalistische Entwicklung der letzten hundert Jahre war sicherlich nicht ein Irrweg, aber er wurde zu Ende gegangen. Erst durch eine bestimmte geistige Zukunftshaltung unseres Volkes wird unser wirtschaftliches Leben gesunden. Das evangelische Deutschland kennt keine unbedingte und vertraut deshalb nicht auf eigene, freie Gemeinschaft. Der Katholizismus dagegen verstand es, sich auf sich selbst stellend eine tatfähige, geistige Einheit zu gründen. Und für den anderen, den unheiligen Katholizismus — den Sozialismus — gilt Ähnliches: ein Weg, ein Dogma, ein Gehorsam. Viele werden es nicht wollen, aber in dieser Richtung wird die Entwicklung gehen. Sie wird führen zur Beherrschung der Maschine, die uns jetzt beherrscht, durch die der Mensch elend und ohnmächtig wurde. Sie wird sich nicht aufhalten lassen.

Leipzig Karl Jadziewski-Jask

Nachwort der Redaktion. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, der gegenwärtigen Wirtschaftskrise und ihren Spezialitäten nachzugehn. Einige Schriften, die uns zugegangen sind, wurden in Vorstehendem besprochen. Wir haben sie einem jungen Techniker anvertraut, der bei uns und in Amerika seine Erfahrungen gemacht hat. (D. Traub in den Eisernen Blättern Nr. 47 rieb sich an seinem Namen, indem er ihn obendrein auf den Vornamen Jakob taufte. Hat er im Kreise seiner Freunde und Gesinnungsgenossen wirklich keine polnischen Namen? Wo hat er diese Kampfesweise gelernt? Unser Verfasser ist ein gut Marburger Kind, und den Beinamen Jask hat er daher, daß man ihn in Amerika so abkürzte. Nebenbei: Die Fichte-Gesellschaft hat niemals die Schrift Fichtes „Über Machiavelli" herausgegeben oder verbreitet. Dies zu 1930, 20, 980, Z. 24 v. u.) — Und nun mag noch die Zuschrift einer Angestellten folgen, die wir zu unsrer Anzeige der Fuchsschen Schrift in voriger Nummer erhielten.

Nachwort der Redaktion. Es kann nicht unsre Aufgabe beitskraft gespart werden. Es kommt zum Kampf zwischen Maschine und Mensch, und der Mensch unterliegt in dem Augenblick, wo er seine Arbeitskraft an der Maschine so billig hergibt, daß es sich für den Arbeitgeber lohnt, Maschinen anzuschaffen. Das Arbeitstempo, das die Maschine in den Arbeitsprozeß hineinträgt und das doch, wie wir heute sehen, eine der wichtigsten Ursachen der Überproduktion ist, kann nur auf ein halbwegs vernünftiges Maß herabgedrückt werden, wenn die Arbeitszeit für die Kräfte, die an der Maschine tätig sind, herabgesetzt wird, natürlich ohne Gehaltskürzung und Lohnkürzung. Und dies ist auch gerechtfertigt, denn die Maschinenarbeit hat keine Lebensenergie und -freude auslösenden Momente. Sie richtet den Menschen seelisch und moralisch zu Grunde und macht ihn darum untauglicher für die Gesellschaft. Noch gilt, in unserem Bewußtsein wenigstens, der Mensch mehr als die Maschine. Wenn sich die Organisationen gegen Arbeitszeitverkürzung sträuben oder gesträubt haben, so wahrscheinlich, weil sie Lohnkürzung bringen soll. Und das ist auch wieder begreiflich. Denn im heutigen Stadium geht Arbeitverkürzung vielfach der Stillegung der Betriebe voraus, und die Erwerbslosenunterstützung richtet sich, wie ich annehme, nach den zuletzt gezahlten Lohnsätzen: also, immer wieder die Angst vor dem Elend der Arbeitslosigkeit. Arbeitgeber sträuben sich dagegen, weil sie darin die Vorläufer für die allgemeine Herabsetzung der Arbeitszeit sehen. Aber es ist doch mehr wert für unser Volk, es steht die Masse der Arbeitnehmer im Arbeitsprozeß beim siebenstündigen Arbeitstag, als daß der größere Prozentsatz bei achtstündiger Arbeitszeit draußen steht. Und wer weiß, ob der Siegeslauf der Maschinen so rasch gekommen wäre, wenn die menschliche Arbeitskraft andere Bewertung erfahren hätte. Im heutigen Zeitpunkt ist natürlich eine Arbeitszeitverkürzung nur mit Lohnverkürzung zu erreichen. Ein Sachverständiger könnte wohl sagen: Arbeitszeitverkürzung, Kurzarbeit gibt es und hat es immer gegeben. Und ein Sozialdemokrat würde vielleicht entgegnen, daß Arbeitszeitverkürzung, wenigstens das, was man üblicher Weise darunter versteht, den Prozeß eher beschleunigt als hemmt, und daß Arbeitszeitverkürzung im obigen Sinne im kapitalistischen System nicht durchzuführen gewesen wäre. Aber vielleicht doch, und wenn an einer Stelle das System durchlöchert worden wäre, an Nachfolge hätte es vielleicht doch nicht gefehlt: nur rechtzeitig, nur in dem Moment, ehe der Abbau einsetzt. Heute geht es ja — aber unter Opfern, die in einem früheren Stadium nicht nötig gewesen wären." L S

Ueber neuere deutsche Arbeiterliteratur

1

Was zu Beginn des Weltkrieges eine Anzahl Arbeiterdichter zum ersten Male weiteren nichtproletarischen Kreisen bekannt machte, war die Identität ihres Kriegserlebnisses mit dem anderer Volksschichten. Wer vorher an der nationalen Zuverlässigkeit der Arbeiter gezweifelt hatte, und das waren gewiß nicht Wenige, wurde durch den elementar ausbrechenden Gleichklang bürgerlicher und proletarischer Bejahung des Verteidigungskrieges überrascht. Diese Überraschung und zugleich ein gewisses Erstaunen über die literarische Begabung, ja dichterische Kraft der ungelehrten Autoren aus einer fremden Klasse, die als verhältnismäßig kunstfern galt, verhalfen den Werken der Arbeiterdichter, die überwiegend von einem bürgerlichen Verleger herausgegeben wurden, zu einem lauten Erfolg. Heute ist er bereits ein wenig verblaßt; das Einheitserlebnis aus jenen Tagen liegt weit zurück, die Geister haben sich wieder geschieden. Heute wie vor dem Kriege erlebt der Proletarier Welt und Gesellschaft ganz anders als der bürgerliche Mensch. Niederschlag dieses andern, den meisten Außenstehenden unbekannten Bewußtseins ist die heutige Arbeiterliteratur.

Sie dringt nicht mehr so stark wie damals in bürgerliche Kreise, sondern ist im allgemeinen ausgesprochene Arbeiterlektüre. Das ist aus verschiedenen Gründen bedauerlich. Denn sie vermag vielleicht besser als leidenschaftliche politische Tagesdiskussion oder theoretische Erörterung in die Erlebniswelt der Arbeiter einzuführen und das Verständnis für die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Anschauungs- und Denkweise der Arbeiter zu fördern. Überdies ist sie reich an künstlerischen und seelischen Werten.

2

Für die lesefreudigen, aber wenig bemittelten Volkskreise aller politischen und weltanschaulichen Richtungen ist, abgesehen von der Benutzung der öffentlichen Büchereien, die Buchgemeinschaft heute eine bevorzugte Form der Versorgung. Daran hat auch die Arbeiterwelt teil. Neben die neutralen und die konfessionell oder politisch gebundenen Lesegemeinschaften sind in den letzten Jahren proletarische, im engeren Sinne sozialistische Vereinigungen getreten. Sie sind besonders kennzeichnende Erscheinungen innerhalb der proletarischen Literatur. Sie sammeln, wie die übrigen Buchgemeinschaften, ihre Leser meist um eine Zeitschrift und geben ihre Werke in regelmäßigen Abständen gegen ein geringes monatliches Entgelt ab. Sie scheinen über bedeutende Lesermassen zu verfügen. So steht hinter der in gewissem Sinne gehobensten Gemeinschaft, der „Büchergilde Gutenberg" (Berlin) die große Organisation der deutschen Buchdrucker, die viele Tausend Mitglieder hat. Ein Propagandaheft einer andern Gemeinschaft, des vielleicht etwas klassenkämpferischer eingestellten „Bücherkreises" (Berlin), das im vorigen Jahre erschien, wurde in 150 000 Exemplaren aufgelegt.

Was an diesen Ausgaben, zu denen sich noch die Buchreihen des Dresdener Verlages Kaden & Komp. (keine eigentliche Buchgemeinschaft) gesellen, auf den ersten Blick außerordentlich günstig berührt, ist ihre gute, zum Teil hervorragende Ausstattung. Wie auch die Monatsschrift des Bildungsverbandes deutscher Buchdrucker, die „Typographischen Mitteilungen", nicht nur inhaltlich, sondern auch in den Einzelheiten der Ausstattung einen vorzüglichen Eindruck macht, ist es ein ästhetisches Vergnügen, ein Stück ihrer Buchpublikationen in der Hand zu haben. Mag gelegentlich einmal ein buchdruckerisches Experiment (Typenwahl, Satzanordnung) nicht restlos gelingen, so entsteht doch der Eindruck, daß hier mit Ernst, Überlegung und Geschmack an einem gefälligen Buchäußeren

gearbeitet wird, was den Lesern erleichtert ihre Bücher liebzugewinnen.

Ausgezeichnet sind auch die Bände des Verlages Kaden ausgestattet; die des „Bücherkreises" sehen einfacher aus, sind aber solid und werden offenbar ebenfalls im Hinblick auf die Geschmacksbildung der Leser geschaffen.

Ähnliche Sorgfalt wird der Auswahl der Werke geschenkt. Sinn der Unternehmungen ist die Vermittlung umfassender, zeitgemäßer Bildung im weitesten Umfange auf dem weltanschaulichen Grunde des Sozialismus.

3

Unter den Veröffentlichungen der „Büchergilde Gutenberg" nehmen die Arbeiten eines Veteranen der deutschen Arbeiterliteratur einen bevorzugten Platz ein. Er feierte vor kurzem seinen sechzigsten Geburtstag und gehört nicht zu denen, die im Sommer 1914 und später bei den bürgerlichen Lesern begeistert aufgenommen wurden. Er heißt Ernst Preczang. Werk und Gesinnung dieses wohl aus ganz kleinen Verhältnissen stammenden Norddeutschen, den mit Storm und Raabe zu vergleichen keine Herabsetzung dieser Großen bedeutet, werden vielleicht am besten durch eins seiner Gedichte selbst veranschaulicht. Es lautet:

Neue Tage

Wo kommt ihr her? Aus dunklem Grunde.
Wo geht ihr hin? In graue Nacht.
Inzwischen aber schlägt die Stunde,
Die euch gebiert zu Tat und Macht.

Mit Glut den Himmel zu umsäumen,
Erhebt sein kühnes Flammenhaupt
Der Tag lebendig aus den Träumen,
Zu künden, was er jubelnd glaubt.

Dem Gestern Fluch! Es gab euch Schmerzen
Und grabverschworne finstre Not;
Ich aber fülle eure Herzen
Mit meiner Sonne goldnem Rot.

Ich schreite über Trümmerstätten
Und über euer Golgatha;
Ich schmelze eure letzten Ketten,
Euch zu befreien bin ich da.

Ich leuchte mit der Fackel Klarheit
Dem Haß ins stiere Angesicht.
An meinem Himmel loht die Wahrheit,
Die allen Götzentrug zerbricht.

Ich hebe an das Licht der Stunden
Die Schmach der Menschheit, grau und alt,
Den Wahn, darin sie tief gebunden:
Die tierisch rasende Gewalt.

Ich rüttle an dem stärksten Riegel
Der Knechtschaft: blinder Toren Zwist,
Und ruf: Erkenne dich im Spiegel,
Der du dein eigner Sklave bist!

So will ich dich vom Gestern trennen.
Und sinkt mein Sonnenauge zu,
Soll noch mein letztes Leuchten brennen:
Die Zeit erlöst! ... Die Zeit bist du.

Formwille und Formvermögen, Tatdrang und Tatkraft, dichterische Phantasie und soziale Erkenntnis, Mitleid und ethischer Auftrieb heben die Werke Ernst Preczangs hoch über das Niveau bloßer anklagender proletarischer Zustandsbeschreibung, die zwar aufzurütteln vermag, der aber noch das Beste fehlt: Neuaufbau. Die Helden der Erzählungen Preczangs sind immer irgendwie beispielhaft, ohne im geringsten aufdringlich zu wirken. Das ist ihr besonderer Wert.

Damit gewinnen sie alsbald unsere menschliche Teilnahme: der geschundene Proletarierjunge Peter Klupscheck in dem Roman „Zum Lande der Gerechten", der trotz alledem nicht untergeht, sondern „etwas wird", — die tapfere Frau des entlassenen Strafgefangenen aus der Erzählung „Die Glücksbude", die ihrer Familie mit Liebe und Energie ein neues Leben zimmert, und die vielen liebenswerten Menschen aus der schlechthin köstlichen Novellensammlung „Der leuchtende Baum". Dabei vertuscht und beschönigt Preczang nichts; wie auch das obige Gedicht zeigt, schließt er keine faulen Kompromisse mit einer proletarierfeindlichen Vergangenheit oder Gegenwart. Aber er denkt gerecht genug und empfindet künstlerisch genug, nicht alles Licht auf die proletarische Welt und allen Schatten auf die bürgerliche fallen zu lassen oder umgekehrt. Dadurch wirkt sein Werk nicht verbitternd, sondern versöhnend, nicht im Sinn einer Kapitulation vor irgendwelchen Zuständen und Gewalten, sondern eines selbstverständlichen Sieges der Vernunft oder des Guten. Gewollt oder ungewollt sind diese Bücher mit die feinsten Mittel der Arbeiterbewegung zur Gewinnung Fernstehender.

Ich habe sie allen möglichen Menschen aus der bürgerlichen Sphäre vorgelegt, Jungen und Alten, Männern und Frauen. Mit einer einzigen Ausnahme, einer Fabrikantenfamilie, die „auf Anhieb" sofort etwas Negatives und nur das feststellen zu können glaubte („Solche Schulverhältnisse wie im ‚Lande der Gerechten' gibts ja gar nicht!") haben alle diese Leser alsbald ihre wärmste Anteilnahme bekundet. Man sagt nicht zu viel, wenn man feststellt, daß Ernst Preczang, unbeschadet der Zugehörigkeit zu seiner Klasse und zu deren Weltanschauung, ein geistiger Besitz des gesamten Volkes ist. Sein Jugendbuch „Zum Lande der Gerechten" wird bei den sozialistischen Jugendweihen verteilt; damit erhalten diese Feiern einen bildenden Sinn.

4

Bestimmend für die Ausgestaltung der zweiten oben erwähnten Bücherreihe, des „Bücherkreises", ist der Pommer Karl Schröder, eine interessante Ergänzung Preczangs. Dessen Solidarität mit der Arbeiterschaft ist naturgegeben; durch Geburt, Erziehung, Beruf gehört er von jeher zu ihr. Schröder zeigt, nicht allein in seinem neuesten Buche „Der Sprung über den Schatten", wie der ursprünglich Außenstehende, hier ein Akademiker, durch beobachtendes Erleben zum Sozialisten wird. Das ist eine andere Möglichkeit stiller Werbung für den Sozialismus; sie wird von Schröder, dem weit Jüngeren, leichter Beweglichen, vielleicht Temperamentvolleren, vollauf genutzt. Daß die Gegensätze zwischen proletarischer Welt und bürgerlicher Welt bei ihm schroffer aufeinanderprallen, ist hiernach verständlich. Als künstlerisch Gestaltender steht er, ringend und kämpfend, selbst mitten im Geschehen.

Ein wertvolles sozialistisches Frauenbuch ist Bruno Schönlanks Roman „Agnes" (Bücherkreis), der in die Märtyrerzeit des jungen Sozialismus während des Sozialistengesetzes einführt und ein ungemein lebensvolles, spannendes Bild jener Tage bietet. Wiederum läßt sich der Eindruck nicht von der Hand weisen, daß hier ein Vorbild eines uneigennützigen, entsagungsvollen Kampfes für die neue Idee aufgestellt wird, an dem sich ernsthafte Leserinnen (und Leser) ein Beispiel für die eigene Lebenshaltung nehmen können.

Das Vorkriegs-, Kriegs-, Revolutions- und Nachrevolutionserlebnis eines jungen Mannes aus Oberschlesien und seine energische Hinkehr zum Sozialismus ist das Thema des Romans „Vorher — Nachher" von Erich Hermann (Bücherkreis). Bei der ausgezeichneten Schilderung der ländlichen Verhältnisse an der polnischen Sprachgrenze erinnert man sich unwillkürlich hin und wieder an die verwandte Gestaltung in Raymonds „Polnischen Bauern" — ein Lob für den Verfasser! Auch hier erfolgt die Entwicklung mit so ruhiger Selbstverständlichkeit, daß von einer Tendenz im üblen Sinne des Wortes nicht gesprochen werden kann.

Was in allen den genannten Werken aufs stärkste anrührt, ist etwas Positives und etwas Negatives: in künstlerische Form gebrachter ethischer Überwinderwille innerlich gesunder Menschen, den jeder vorurteilslose Leser un-

bedingt anerkennen wird, — und das Fehlen jeder Empfindelei, Unechtheit und Wurmstichigkeit, an deren Stelle ein echtes, kräftiges Gefühlsleben tritt. Vergleicht man diese Literatur — gesunde, anregende Hausmannskost für die Alltage und die Festtage der Seele — mit manchen hochgefeierten modernen Dichtwerken aus der bürgerlichen Welt, so ist gar keine Frage, wo der höhere ethisch-ästhetische Wert ist.

5

Grotesk in seinen bunt wechselnden Episoden, sehr eigenwillig in der sprachlichen Formgebung, tastet sich der Roman „Das Rattennest" von Oskar Wöhrle (Verlag Kaden) in Tiefen der Gefangenenseele vor. Er fesselt von Anfang bis zu Ende, stellt aber an die Nerven des Lesers starke Anforderungen. In ähnlicher Umgebung spielt die erschütternde Erzählung von der „Dirne Elisa" von Edmond de Goncourt, die derselbe Verlag in einer guten Übersetzung von Bernhard Jolles herausgebracht hat. Seine Lesung hinterläßt die Frage, ob unter gewissen Voraussetzungen der schnelle Tod eines Kapitalverbrechers nicht menschlicher ist als das langsame Dahinsiechen in einer Gefangenenanstalt. — Ergreifende Lyrik aus dem Erleben engster Großstadtverhältnisse, des Krieges, der täglichen Arbeit (Leunawerk), gutgeformt und in ihrer Ursprünglichkeit und Echtheit packend, legt Alfred Bauer in dem schmalen Bändchen „Kameraden, zu euch spreche ich" durch den gleichen Verlag vor.

Mit diesen knappen Hinweisen ist nicht beabsichtigt, das Thema Proletarierliteratur auch nur annähernd zu erschöpfen. Sie wollen lediglich dazu anregen, sich mit bezeichnenden Proben zu befassen und von ihnen aus weiter in einen bisher unbekannten Bezirk einzudringen. Es lohnt sich.

6

Was aber haben alle diese Dinge mit „Christlicher Welt" zu tun? Nun, sie sind alle mehr oder weniger ein Stück christliche Welt. Vielleicht werden das die Verfasser und Verleger am heftigsten bestreiten. Aber die scharfe Gegnerschaft der Sozialdemokratie gegen die Kirche, die erst vor kurzem wieder von der bekannten sozialistischen Pädagogin Anna Siemsen in einer programmatischen Abhandlung begründet und für notwendig erklärt worden ist, bedeutet nicht zugleich Fernsein vom Geiste des Krists, d. h. also auch vom Kristentum. Die Feindschaft des Sozialismus richtet sich mit vollem Rechte gegen eine Kirche, die nichts ist oder war als ein Exponent des Kapitalismus. Ehe nicht die Kirche den klipp und klaren Gegenbeweis geführt hat, wird bei den Arbeitern immer ein verständliches Mißtrauen bestehen bleiben. Das darf die Anerkennung nicht verhindern, daß der Sozialismus — vielleicht am stärksten von allen modernen Kulturerscheinungen — theologisch gesprochen Gotteskräfte enthält. Daß sie sich in neuen Formen und Forderungen offenbaren, die dem Menschen außerhalb der eigentlich proletarischen Welt hin und wieder nicht leicht zugänglich sind, dafür ist auch die proletarische Literatur ein deutliches Zeichen. Es ist nicht kirchlich im herkömmlichen Sinne aber durchaus religiös und vielleicht kristlich, wenn z. B. Walter Bauer in dem genannten Gedichtbuche folgendermaßen betet:

Ich spreche zu dir, Gott,
In der Straßenbahn,
Umwittert von Rauch,
Von Ammoniakgerüchen eingesargt,
Ich spreche zu dir
Gut und nicht erzürnt: Gib,
Gib mir,
Stimme zu werden,
Nicht für mich, mein Leid, meine Freudentage,
Wort für die Andern,
Die nicht sprechen können,
Die zu müde sind
Um zu sprechen,
Die wie ich heimkehren Abends aus den Werken,
Gestorben, erstickt, mit Schlafgefühl in allen Adern,
Für die gib mir das Wort,
Gib, wenn du nur lebst, wenn
Du nur einmal lebendig bist,
Gib es mir.

Wenn die Herausarbeitung des göttlichen Ebenbildes im Menschen, das heißt: die Entwicklung aller schöpferischen, liebenden, wahrhaft erkennenden Kräfte, kristliches Tun ist, so liegt in der Arbeit des Sozialismus, wie sie z. B. in seiner hier genannten Literatur zu Tage tritt, auch malgré lui, Kristentum. Wovon sprechen diese Bücher? Von der Befreiung der Menschen aus unwürdigen Nöten, von ihrer Hinführung zur Erkenntnis und zur wahrhaftigen Selbstbestimmung, von der Solidarität aller Menschen des guten Willens. Mittel der Verwirklichung sind die Durchführung demokratischer und sozialer Gedanken (die z. B. die fromme katholische chilenische Dichterin Gabriela Mistral geradezu mit dem Geiste Jesu identifiziert) in Familie und Schule, in Verwaltung, Justiz, Erziehung usw. Alles das, in diesen Büchern aufgezeigt, dazu der geistige Kampf gegen alle Unterdrückung und Ausbeutung, gegen Kriegsgreuel und Rassenverhetzung — liegt in der Richtung des Reiches Gottes. Nicht als ob neue Einrichtungen das Entscheidende wären; zutiefst liegt, schon erkannt oder nicht, die Metanoia zu einem neuen Menschentum.

Es gibt heut kaum eine wichtigere Erkenntnis als die, daß der Sozialismus ein Hauptwerkzeug Gottes für die Heraufführung eines neuen Menschentums ist. Alle die verkrampften Widerstände aus dem Lager der Beharrung gegen die natürlichen Äußerungen dieses neuen Geistes sind nicht aus Gott, und seien es selbst so unbedeutende Regungen wie die unbegreifliche Empörung mancher Kreise gegen die Verbesserung des Loses der Arbeiterjugend (Jugendherbergen!) oder die kindliche Aufregung sommerreisender Bürgerfamilien über die Tatsache, daß jetzt sogar Arbeiter Urlaub haben und auf Reisen gehen. Frühere Zeiten würden dazu gesagt haben: Hier wehrt sich der Teufel gegen Gottes Willen.

Kaum eine höhere Verpflichtung heute für den sozialistisch nicht organisierten Menschen, als die befreiende Sendung des Sozialismus ausdrücklich anzuerkennen und in den eigenen Willen aufzunehmen.

Dresden Georg H Neuendorff

Elsaß-Lothringen

Zwölf Jahre steht es jetzt unter französischer Herrschaft. Es sind nicht immer leichte Jahre gewesen. Und doch stellt man sich die Sachlage durchaus verkehrt vor, wenn man im ehemaligen Reichsland eine Bevölkerung zu finden glaubt, die ihrem „verlorenen Vaterland" nachtrauere. Der Elsässer und der Lothringer hat im Grunde kein Vaterland; der tausendjährige Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland erlaubt diesen Grenzstämmen höchstens eine Heimat zu haben, nicht aber im vollen Sinne ein Vaterland. Deshalb kann man diese Behauptung weder durch den Hinweis auf die Alt-Elsaß-Lothringer entkräften, die seit 1918 um ihres Deutschtums willen über den Rhein gezogen sind, noch durch eine Erinnerung an die begeisternden Zeugnisse derer, die damals ihre mère patrie mit überschwänglichem Preise begrüßt haben. Die große Menge in Elsaß-Lothringen hat eine Heimat, hat aber kein Vaterland. Das ist einfach die notwendige Frucht einer wechselvollen und leidvollen Geschichte von elf Jahrhunderten. Was aber aus geschichtlichen Gründen nicht hat werden können, das soll man aus politischer Absicht nicht suchen. Man sucht sonst vergebens — und wird enttäuscht.

Die Vaterlandslosigkeit hat es den Elsaß-Lothringern aber auch leichter gemacht, sich in die veränderten Verhältnisse zu schicken, als wir Deutsche das oft gemeint

haben. Das Land ist eben wieder einmal „umgeordnet" worden. Hatte es bis 1918 deutsches Gewand getragen, so ist ihm jetzt französisches Gewand angezogen worden: das eine wie das andere „paßt", aber es paßt nur unvollkommen. Es ist eben nur Hülle. Man grüßt sich mit Bon jour und Au revoir, man liest die Straßennamen und Geschäftsanzeigen größtenteils französisch, man spricht von „Madam" und „Mamsell" — im übrigen redet man seine bisherige gewohnte Landessprache, die Sprache der Heimat, ruhig weiter. Die jungen Leute dienen im französischen Heer und in der Marine, sind dort sogar als besonders zuverlässig angesehen und darum geradezu bevorzugt, junge Mädchen suchen in Nancy und Paris Stellung und finden sich in solchen Stellungen gut und leicht zurecht — aber im Grunde bleiben sie, was sie vor allem andern sind: Elsässer und Lothringer.

Natürlich war die Übergangszeit nicht ganz einfach. Es gab mannigfache Zusammenstöße mit der neuen Regierung. Zentralistischer Staatsanspruch stand gegen eigenköpfischen Heimatssinn. Man hat viel kritisiert und viel gescholten — auch heute liest man in Straßburger und Metzer Zeitungen noch manches unzufriedene, ja bitterböse Wort. Herrn Poincaré überreicht man zum 70. Geburtstag bildlich einen blau-weiß-roten Blumenstrauß aus blauem „Sumpfvergißmeinnicht", weißen „Wucherblumen" und rotem „Klatschmohn". Aber das alles gehört nun einmal zu jenem Lande, das Heimat sein möchte, aber zwangsweise an ein Vaterland gekoppelt wird. Selbst der Autonomismus dürfte, wenn nicht alle Zeichen trügen, lediglich Übergangserscheinung bleiben. Denn im Großen und Ganzen hat sich das Leben aus der Unruhe der ersten Franzosenjahre zu einem gewissen Gleichmaß zurückgefunden.

Elsaß-Lothringens Schicksal zeigt nämlich ein doppeltes Gesicht. Das Land ist zwar immer wieder Kampffeld im Ringen zwischen Frankreich und Deutschland gewesen, und als solches muß man es bedauern. Aber nach Schluß des jeweiligen Kampfes hat es sich immer auf der Seite des Siegers befunden, und das hat ihm manchen greifbaren Vorteil eingetragen. Auch jetzt nimmt Elsaß-Lothringen Teil an dem wirtschaftlichen Aufschwung, den das siegreiche Frankreich dem erstaunten Europa zeigt. Da gibt es weder Arbeitslosigkeit noch Wohnungsnot. Und der Sieger — trotz allem Mißtrauen gegen eine „zurückeroberte" Bevölkerung — wendet manche Mühe darauf, die neuen Provinzen zufriedenzustellen. Das Land ist erworben, also wird das Volk umworben — eine Tätigkeit, bei der Frankreich durchaus nicht nur Ungeschick an den Tag legt.

Der Elsaß-Lothringer ist aber viel zu klug, um das Verlockende einer derartigen Sachlage nicht zu schätzen und zu nützen. Man spürt das an einem gewissen satten Behagen, das über der Bevölkerung liegt. Eine echte Eigentümlichkeit des dortigen Volkes findet hierin ihre Befriedigung: der Hang zu einem ruhigen, gleichmäßigen Leben. Vergebens sucht man in Straßburg und Metz nach jener rastlosen Betriebsamkeit, die in deutschen, besonders in norddeutschen Städten das Leben so stürmisch durcheinander wirbelt. Ja, man kann sagen, daß diese Genügsamkeit der Elsaß-Lothringer geradezu wesensverwandt ist mit der ausgeglichenen Ruhe des Rentnervolks der Franzosen. Je mehr die anfänglichen Reibungen und Stöße der neuen Zeit verschwinden und einer ausgeglichenen Gangart Platz machen, desto sicherer verwandelt sich das weitverbreitete Unbehagen, das malaise Alsacien, in stille, gesättigte Zufriedenheit.

Eine derartige Volksstimmung ist aber kein geeigneter Boden, um tiefgreifende Geisteskämpfe durchzufechten. Warum soll man sich das mühsam erlangte Behagen, die — wenn nicht erfreulichen, so doch wenigstens erträglichen — Zustände durch dornige Probleme stören lassen? Solange das materielle Fortkommen gesichert ist — und das ist im Großen und Ganzen drüben weit fester gesichert als im gegenwärtigen Deutschland — läßt man „Ideale" getrost auf sich beruhen. Selbst eine so kitzelige Frage wie die viel erörterte Sprachenfrage verliert allmählich das Aufregende. Sie ist durchaus noch nicht gelöst, aber sie erhitzt die Gemüter nicht mehr so wie vor zehn und fünf Jahren. Man streitet noch um Einzelheiten, mit den Grundzügen hat man sich abgefunden. Auf größeren Tagungen stehen französische und deutsche Ansprachen friedlich nebeneinander, in den wichtigeren Städten hat man die Auswahl zwischen Gottesdiensten in der einen oder in der anderen Sprache. Im Verkehr mit den Behörden werden sich die Pfarrer wohl meistens des Französischen bedienen, dagegen im Gottesdienst überwiegt — auf das Ganze gesehen — sicher noch das Deutsche, und zwar das Hochdeutsche, die Sprache der Bibel und des Gesangbuchs. Als Umgangssprache hört man weithin den elsässer oder lothringer Dialekt.

Tiefer denkende Persönlichkeiten machen sich allerdings doch Sorge darum, was aus den Kindern werden soll, die weder in der deutschen Sprache ihres Elternhauses gründlich geschult werden noch im Französischen je ihre wahre geistige Heimat finden. Zumal Lehrer und Pfarrer beobachten mit Schrecken, daß in diesem gewollt zweisprachigen Geschlecht eine bedenkliche Oberflächlichkeit herangezüchtet wird: die jungen Leute können sich in beiderlei Volkstum „bewegen", aber sie dringen weder hier noch dort in die Tiefe. Leider fühlt sich die große Masse dabei durchaus wohl; sie vermißt nichts; sie glaubt reich zu sein, weil sie zwei Sprachen spricht; wie arm sie seelisch sein kann, bleibt ihr verborgen.

Hier wäre ja nun für die evangelische Kirche das denkbar beste Arbeitsfeld, um auf Vertiefung und Verinnerlichung hinzuarbeiten. Sie will das auch. Aber sofort erhebt sich die peinliche Frage: In welcher Sprache soll sie arbeiten? Ihre nächste Pflicht scheint zu sein, Religion in der Muttersprache zu lehren, d. h. für drei Viertel des Landes in Deutsch. Wie aber, wenn die Kinder durch den überwiegend oder völlig französischen Schulunterricht nicht mehr die Fähigkeit mitbringen, die religiöse Gedankenwelt in deutscher Sprache zu verstehen? In lothringer Gemeinden, in denen noch deutsch gepredigt und gesungen und deutscher Konfirmandenunterricht gehalten wird, in denen aber die Schule nur noch französisch unterrichten darf, beobachtet man nach der Konfirmation, daß der religiöse Begriffs- und Wortschatz der jungen Leute denkbar dürftig geblieben ist. Rückt da nicht zwangsläufig ein Zeitpunkt heran, wo man um der Seele der Kinder willen stärker auf französische Unterrichtssprache hinübergleiten muß? Vor dem Abwehrkampf, den hier noch manche Gemeinde zäh führt, vor der unverdrossenen Kleinarbeit, die da in vier- und mehrjährigem Sprachunterricht an dem nachwachsenden Geschlecht getan wird, kann man nur die höchste Achtung haben. Es ist nicht bloß mühselige Arbeit, es kann für den Religionslehrer oft sogar zur Gewissensqual werden. Wer je im Ausland an einer deutschsprechenden Gemeinde tätig war, wird das verstehen.

Dazu kommt nun noch, daß die Kirche in solchen Entschlüssen keineswegs frei ist — etwa wie eine unserer Auslandsgemeinden. Aus der Geschichte des Hugenottentums ist man gewöhnt, sich den französischen Protestantismus als völlig unabhängig vom Staate zu denken. Das Gegenteil ist in Elsaß-Lothringen der Fall. Denn hier gelten noch die Organischen Artikel Napoleons von 1802; kirchenrechtlich steht demnach hier die Sache so, daß die Pfarrer ganz und gar vom Staate besoldet werden. Es leuchtet aber ohne Weiteres ein, daß sich der Staat für solch große Geldhilfe durch einen nicht minder großen Einfluß auf die Pfarrbesetzung bezahlt macht. Was für deutsche Verhältnisse unerhört scheint, ist in Elsaß-Lothringen einfach Tatsache: bei jeder Pfarrwahl kann der Staat seine Genehmigung versagen, wenn ihm die betref-

fende Persönlichkeit aus irgendeinem Grunde nicht willkommen ist; erst recht bei der Wahl zum Superintendenten (wie wir in Preußen sagen würden). So bekommt in einem Lande, das vor zwölf Jahren noch verpflichtet war, deutsch zu empfinden, mehr oder minder jede Berufung in leitende kirchliche Kreise einen politischen Beigeschmack. Die Kirche aber, die vom Gelde des Staates abhängt, ist aufs stärkste genötigt, sich den Pariser Wünschen gefällig zu erweisen. Hat es sich doch kürzlich bei einer lothringer Wahl als notwendig gezeigt, daß das Straßburger Oberhaupt der Kirchengemeinschaft eigens nach Paris reiste, um mit der zuständigen Regierungsstelle nach einem „gangbaren Ausweg" zu suchen, da kirchlicher Anspruch gegen Staatsforderung stand. Bei der bevorstehenden Wahl zum Metzer Konsistorial-Präsidenten (dessen Stellung einem preußischen Superintendenten entspricht) wird sich die Schwierigkeit vermutlich wiederholen. Besieht man die Dinge von dieser Seite, so könnte man es für Paris geradezu als eine kluge Politik ansehen, wenn dort die elsaß-lothringischen Kirchenverhältnisse geflissentlich auf dem Boden der Organischen Artikel belassen würden, weil diese Rechtslage die elsaß-lothringische Kirche zu einem gefügigen Werkzeug in der Hand des französischen Staates macht. Unter dem entgegengesetzten Gesichtspunkt könnte man freilich den Elsaß-Lothringern wünschen, daß sie von diesem ausgeprägten Staatskirchentum bald frei würden — wenn eben damit nicht die leidige Geldfrage verknüpft wäre.

Elsaß-Lothringen zahlt nämlich schlechterdings keine Kirchensteuern. Die kleinen Beiträge, die man erhebt, dienen nur dazu, die sachlichen Unkosten (Kirchengebäude, Ausstattung des Gottesdienstes und dergleichen) zu decken. Für die Pfarrbesoldung Geld aufzubringen, ist in der gesamten Landeskirche unbekannt. Gewiß fehlt es nicht an Versuchen, eine Gesamtkirchenkasse zu schaffen, die sich auf den Zeitpunkt rüsten soll, wo vielleicht eine Linksmehrheit in der französischen Kammer auch die elsaß-lothringische Kirche völlig vom Staate löst. Aber abgesehen davon, daß jener Zeitpunkt durch den starken Widerstand des elsaß-lothringischen Katholizismus sehr hintangehalten wird, bringt das evangelische Kirchenvolk einer solchen Sammeltätigkeit auf lange Sicht augenscheinlich noch wenig Verständnis und noch weniger Liebe entgegen. Hier fehlt jeder frische Schwung. Auch auf diesem wie auf so manchem anderen Gebiete wartet man den Lauf der Dinge gelassen ab und vertraut darauf, daß sich auch unter veränderten Verhältnissen irgendwie leben lassen werde. Die Satten kämpfen nicht gern. Mit Bangen wird darum auf evangelischer Seite jenes Gerücht verfolgt, nach dem am Himmel der nächsten Zukunft die Möglichkeit auftaucht, der päpstliche Stuhl werde die wertvollen kirchlichen Sonderrechte Elsaß-Lothringens opfern, um dafür eine günstigere Behandlung der Katholiken Innerfrankreichs zu erlangen: die Heimat müßte sich dann also wieder dem Interesse des neuen „Vaterlandes" beugen — für Elsaß-Lothringen eine schwere Zumutung.

Dazu kommt, daß die elsaß-lothringische evangelische Kirche zahlenmäßig klein ist. In einer einzigen deutschen Großstadt wohnen womöglich mehr Protestanten als im ganzen ehemaligen Reichsland. Das kirchliche Leben als ganzes bekommt dadurch leicht einen kleinen, winkelmäßigen Zug. Der dortige Protestantismus bedürfte dringend des Anschlusses an ein größeres Gebilde. Als seine Vertreter voriges Jahr am großen Gustav Adolf-Fest in Freiburg teilnahmen, bemerkte nachher ihr Berichterstatter nicht ohne einen Anflug von Wehmut, Geheimrat Rendtorff sei „ein Führer, wie man ihn eben nur bei der Auswahl aus der Elite eines großen protestantischen Volkes finden kann". Mit schmerzlicher Teilnahme beobachtet man das Ringen der regsameren Geister, die ihren heimatlichen Protestantismus aus der Enge seines Winkeldaseins und aus dem satten Behagen der jetzigen Jahre herausheben und zu frischem Leben führen wollen. Aber wo sollen sie Hilfe finden? Frankreich bietet in seiner Hugenottenkirche an Wert zweifellos ein sehr beachtliches Stück evangelischen Kirchentumes, aber an Masse und Macht nicht viel mehr, als was der Protestantismus in Elsaß-Lothringen selber darstellt. Nach Deutschland aber ist die Grenze noch nicht offen. Die jungen Theologen, die in Straßburg an rein französischer Fakultät studieren, und die doch später einmal deutsch predigen und unterrichten sollen, wagen noch nicht, ein oder zwei Semester auf deutschen Hochschulen zuzubringen. Ob das geplante Predigerseminar mit seinen praktischen Kursen da die nötige Abhilfe schaffen wird, bleibt abzuwarten. Zu wünschen wäre jedenfalls, daß bald wieder lebhaftere geistige Verbindung nach Deutschland hergestellt würde, damit der elsaß-lothringische Protestantismus nicht allmählich an seiner geistigen Art Schaden leidet. In diesem Sinne begrüßte ein Laienmitglied der obersten Straßburger Kirchenbehörde kürzlich in einem Tageblatt die Augsburger Bekenntnisfeiern: „Wir sehen in der jetzigen offiziellen Teilnahme der elsaß-lothringischen Landeskirche an der Augsburger Feier die Wiederkehr unbefangener Beziehungen zwischen elsaß-lothringischen und deutschen Kreisen, die durch die geschichtliche und geistige Entwicklung innerlich miteinander verbunden sind." Dann dürfte allerdings nicht mehr vorkommen, daß einem deutschen Missionsdirektor, der auf Einladung einen elsässer Festgottesdienst gehalten hat, unmittelbar danach von Regierungs wegen der Befehl erteilt wird, innerhalb einer bestimmten Frist das Land zu verlassen (5. Oktober 1930 in Dettweiler). Der Evangelische Volksbund hat dagegen in Straßburg berechtigten Einspruch erhoben und gefordert, „daß protestantische Redner aus dem Ausland in derselben Weise zugelassen werden, wie es vor 1870 und vor 1914 der Fall war".

Bei einem solchen Austausch würde übrigens Elsaß-Lothringen keineswegs bloß der empfangende Teil zu sein brauchen. Wie es vor 1918 wertvolle Anregungen zu uns über den Rhein gesandt hat — ich erinnere nur an das schöne neue Gesangbuch —, so würde es auch in Zukunft den Protestantismus des Lutherlandes bereichern können — und wäre es auch bloß dadurch, daß es uns die Brücke zur Hugenottenkirche schlüge. Aber warum sollen wir uns nicht ebenso gut wieder auf Gustav Adolf-Festen treffen? Entschließt man sich doch jetzt schüchtern, den Namen Gustav Adolf-Verein, der im ehemaligen Reichsland wahrlich einen guten Klang hatte, aus der Verborgenheit hervorzuholen und zum Dank für kürzlich gewährte neue Hilfe dieses Vereins sich auch an dessen Jubelsammlung für 1932 zu beteiligen. Und warum sollten wir in Deutschland nicht lernen können von der rührigen Arbeit des Evangelischen Volksbundes und der lothringer evangelischen Laienvereine, die darauf ausgehen, die breite Masse des Kirchenvolkes in Bewegung zu setzen, damit die Fahne des Protestantismus in den gleichzeitigen Kämpfen gegen den religionslosen Staat und gegen die machtvolle katholische Kirche hochgehalten wird? Warum sollten sich nicht Wege finden lassen, auch jene frischen, großzügigen Jugendtage unserseits zu besuchen, an denen der Nachwuchs der Gemeinden zu lebendiger Mitarbeit am Kirchenwesen aufgerufen wird?

Das alles braucht doch heute keinen politischen Anstrich mehr zu haben. Der Krieg liegt lange genug hinter uns, daß wir uns durchaus „neutral" begegnen könnten. Auch die Verwendung deutscher Sprache sollte bei diesen weit tiefer greifenden Nöten und Anliegen nicht mehr mit so empfindlicher Scheu behandelt werden, wo sogar die Generalkonferenz der deutsch-lutherischen Kirchen Nordamerikas durch einen ihrer Redner kürzlich erklärt hat: „Wenn wir dem Weltluthertum unsere Probleme über Mission, Erziehung, Wohlfahrtsarbeit, Einwanderung, Seemannsarbeit usw. mitteilen wollen, muß das in deutscher Sprache

geschehen. Selbst wenn wir keine anderen besonderen Gründe hätten, wäre es schon Grund genug, hinzuweisen auf die Tatsache, daß wir in Luthers Lehre und Sprache wurzeln. Meiner eigenen Überzeugung nach kann kein lutherischer Pfarrer in irgendeinem Lande so recht lutherisch sein, wie es von ihm gebührlich gefordert werden mag, wenn er nicht Kenntnis aus erster Hand besitzt von lutherischer Geschichte und Theologie, wie sie ihm eigentlich nur vermittelst der Sprache des Reformators mitgeteilt werden kann."

Hoffen wir, daß sich die abgerissenen geistigen Fäden des Protestantismus allmählich wieder über den Rhein hinüber knüpfen lassen, zum Besten der elsaß-lothringischen Kirche. Was vor 1870 landesüblich war, sollte nach 1930 nicht mehr als unmöglich angesehen werden. Hat doch ein jetziger Straßburger Professor vor langen Jahren einmal in einer Festschrift sich dahin geäußert: „Bis 1870 waren Deutsch und Französisch im Elsaß durchaus keine unversöhnlichen Gegensätze. Elsässische Theologen machten ebenso gern und oft ihre Kandidatenreise auf deutsche Universitäten, als sie ein Präzeptorat in französischen Familien annahmen." Ist für Ähnliches die Bahn heute nicht allmählich wieder frei?

Kreuznach Albert Rosenkranz

Wir Jungevangelischen und die „Anderen"

Eine Antwort auf die Frage von Georg Sinn in Nr. 23 d. v. J.

Es sind im letzten halben Jahre viele Fragen an die Jungevangelischen gerichtet worden, viel verschiedene, ja gegensätzliche Fragen.

Da kam kurz vor der Magdeburger Tagung (CW Nr. 11) Paul Schütz mit dem deutlichen Hinweis, daß aus dem gemeinsamen Erschüttertsein eine neue Bindung der Gewissen werden müsse, Kirche, die um ihren eigenen Auftrag wisse. Worin besteht der kirchliche Auftrag der Kirche? Das war die Frage. — Dann kam in „Zwischen den Zeiten" Nr. 5 Richard Karwehls Vorstoß gegen die „Jungevangelische Aktion", wobei das Bedenken gegen die Aktion gerichtet war; die Besorgnis, es könne evangelische Gesinnung, menschliche Religiosität oder eine allgemeine Gutgläubigkeit für eine zureichende „gläubige Gestaltungskraft" gehalten werden. Hier blieb dann der Rat übrig, sich lieber die Frage nach der rechten Verkündigung vorzulegen, statt sich in ungewisse Aktionen einzulassen. — Endlich erlebte die Hannoversche Jungevangelische Konferenz den Vorstoß von Hermann Ubbelohde, der ihr ein konkretes Handeln bei den Kirchenwahlen unmöglich machte, mit der Begründung: jungevangelisches Handeln könne es nicht geben; es gebe nur jungevangelische Besinnung für das Handeln des Einzelnen. — Nun kommt die Frage von Georg Sinn, die mehr ist als eine Frage, nämlich ein leidenschaftlicher Aufruf, wann endlich die Jungevangelische Bewegung reformatorisch, ja revolutionär werden wolle, um nicht die vielen Draußenstehenden, die „Kirchenheiden" zu enttäuschen.

Man wird sagen dürfen, daß es uns nicht ganz leicht gemacht wird. Neue Bindung an die Kirche und ihren Auftrag — so Schütz; auch Rücksichtnahme auf die, die ihr kirchliches Pflichtbewußtsein erst wieder finden müssen — so Sinn. Möglichst keine Aktion — warnen Karwehl und Ubbelohde; bittere Klage, daß die Aktion des Lagrangeschen Aufrufs im Sande verlief — so wieder Sinn. Was sollen wir antworten? Ich möchte Georg Sinn bitten, mit auf die anderen Fragesteller zu achten, wenn er diese Antwort auf seine Frage liest.

Zur Antwort zunächst, daß immer, wenn man sich öffentlich und schriftlich unterhält, anstatt Gelegenheit zu mündlicher Auseinandersetzung zu haben, sich Mißverständnisse einschleichen. So hat Georg Sinn doch manches mißverstanden, weil er nur die Aufrufe und Berichte von und über Marburg und Magdeburg gelesen hat, aber nicht wirkliche Fühlung mit uns besaß. Lagrange würde sich z. B. wahrscheinlich doch dagegen verwahren, daß er eine „Rettung und Reformation der evangelischen Kirche" beabsichtigt habe. Man muß nicht zuviel von uns fordern. Dazu gehört gleich der Schluß der Sinnschen Frage: Die jungevangelische Bewegung soll nicht reformatorisch wirken! Eine Reformation kann man nicht beabsichtigen; sie entsteht — da liegt das Berechtigte in Karwehls Einwand — nicht durch eine Aktion, sondern sie muß uns geschenkt werden aus Gnaden. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Was wir können und wollen, ist: einsehen lernen, daß wir überhaupt eine Reformation brauchen; eine Haltung einnehmen, die für eine kommende Reformation bereit ist; inzwischen mit allen Kräften den Boden auflockern, der heute im kirchlichen Handeln so hart geworden ist.

Vielleicht meint das auch Sinn. Wenn er das aber meint, dann verstehe ich nicht recht, weshalb er auf Grund von dürftigen Berichten über die Anfänge der Jungevangelischen sich so kann enttäuschen lassen, anstatt zu kommen und erst einmal zu sehen, was da los ist! Wir stehen in den Anfängen der Bewegung; wie sehr noch, weiß Keiner schmerzlicher als ich. Wenn ich von einer etwas stärkeren Festigung der Bewegung gesprochen habe, so ist damit ganz gewiß noch keine Befriedigung über eine abschließende Erstarrung gemeint. Davon sind wir — Gott sei Dank! — noch weit entfernt. Aber auch Sinn wird doch zugeben müssen: wenn nur „stärkste Bewegung" und „immerwährendes Anstoßen" das Leben in der Kirche wecken kann, dann muß man wenigstens eine geschlossene und in sich starke und gefestigte Bewegung wünschen, die diese Anstöße geben kann.

So beruhen auch seine anderen Vorwürfe zum Teil auf Mißverständnis. Wir sehen unser Ziel nicht in der Abhaltung von großen Tagungen. Gerade in Magdeburg ist darauf hingewiesen worden, daß die jungevangelische Arbeit darin bestehen müsse, daß sich in den einzelnen Landeskirchen arbeitsfähige und lebendige Gruppen bilden. Denn unsere Ziele sind nicht mit einem reformatorischen Aufruf zu erreichen, sondern nur in stiller und zäher Kleinarbeit: Mitarbeit an den in den einzelnen Landeskirchen ja so sehr verschiedenen kirchlichen Verhältnissen; Sammlung von allen Menschen denen an der Auflockerung verhärteter Kirchlichkeit etwas liegt; Vorbereitung und Besinnung auf das, was die Kirche in unserer Zeit zu tun und zu sagen habe, welches ihr Auftrag sei und wie sie ihn erfüllen könne. Wie sollen wir denn das „Kirchenvolk aktivieren", wenn wir nicht selber stoßkräftig und aktiv werden, was wir nach der Meinung anderer Kritiker ja nicht einmal werden dürfen? Das „Kirchenvolk" erfassen wir nicht dadurch, daß wir von einer Zentrale aus einen flammenden Aufruf erlassen; heute könnte auch ein Engel vom Himmel kommen und reden, er würde nicht gehört werden. Sondern allein dadurch, daß wir in kleinen Kreisen Menschen sammeln, die gleich uns erschüttert sind und des Neuen warten, tätig und verantwortungsbereit.

Daß es Tausende von „Kirchenheiden" gibt, wissen wir; vielleicht wir am allermeisten! Wir verstehen ihre Sehnsucht nach dem lösenden Wort der Kirche. Aber nun unserseits eine Frage: warum stehen diese Menschen „draußen"? Draußen vor der Kirche, ja, das verstehen wir. Aber warum auch draußen vor unserer Bewegung? Das verstehen wir nicht. Wir rufen sie genau so auf zu tätiger Verantwortung für die Kirche — das können wir ihnen nicht ersparen! — wie wir uns selbst vor einigen Jahren dazu aufrufen mußten. Wenn sie nicht kommen und helfen uns, dann können wir ihnen nicht helfen — und uns auch nicht. Denn gerade wir sind aufeinander angewiesen. Wo finden sie denn überhaupt einen Ort, wo die Lage der Kirche und die Lage derer, die außerhalb stehen, so ernst genommen wird, wie bei uns? Die Jungevangelische Bewegung war zunächst etwas für Pfarrer, die der Kirche fernstanden, wenn man das so sagen darf. Sie ist wahrlich nicht für festgegründete Kirchenleute. Sie ist immer mehr auf dem Wege, gerade für die Nichtpfarrer, die der Kirche kritisch aber hoffend gegenüberstehen, etwas zu werden. Ja, die Kirchenheiden und das Laienelement müssen in unserer Bewegung eine Stätte finden! Das ist auch uns eine dringliche Sache. Aber es liegt doch nicht nur an uns. Es liegt auch mit an Georg Sinn und den Vielen, in deren Namen er spricht. Wir sind bereit, Euch zu helfen, soweit wir das können. Aber Ihr müßt auch bereit sein, Fragen nicht nur von draußen zu stellen, sondern in unserem Kreise, wo sie noch ganz anders fruchtbar werden können, ja wo sie Euch vielleicht zu größerer Klärung und uns zu größerer Lebendigkeit verhelfen können. Wir sehen ganz deutlich, daß Vieles davon abhängt, ob sich die jungevangelischen Pfarrer und die „Laien" um Georg Sinn zusammenfinden. Und wir möchten es von ganzem Herzen wünschen, nicht nur um unserer Bewegung, sondern geradezu um unserer Kirche willen!

Hoyershausen, Hannover Heinz Brunotte

Über die grundsätzliche Frage, ob es tatsächlich „jungevangelisches Handeln" nicht geben darf, sondern nur „jungevangelische Besinnung für das Handeln des Einzelnen", und ob es somit genügt, wenn die Jungevangelischen „eine Haltung einnehmen, die für eine kommende Reformation bereit ist" usw., mögen die Erörterungen an anderer Stelle weiter gehen, und ich darf es vielleicht als einen erfreulichen Erfolg meiner Frage betrachten, daß das Eis zwischen den Jungevangelischen und „uns Anderen" im gewissen Sinne gebrochen ist und eine lebendige Flut spürbar zwischen den Lagern hin und her zu strömen beginnt. — In diesem Sinne kann ich mich über die Antwort Brunottes nur freuen und sie als die Grundlage für Kommendes betrachten. Zweierlei aber möchte ich noch sagen und annehmen, daß dafür ein Interesse in weitesten Kreisen der kirchlich-religiös bewegten Öffentlichkeit vorhanden ist.

„Man wird sagen dürfen, daß es uns nicht ganz leicht gemacht wird" schreibt Brunotte. So richtig das subjektiv sein mag, so sehr wäre zu bedauern, wenn auf jungevangelischer Seite die Meinung aufkommen könnte, das, was man wolle und erstrebe — ob das nun wenig oder viel ist —, sei eine Kleinigkeit, und ich möchte das paradox klingende Wort wagen: Je schwerer den Jungevangelischen ihr Vorhaben gemacht wird, desto leichter wird

ihnen das Vollbringen werden! Auf der anderen Seite aber glaube ich auf die Bemerkungen Brunottes, es läge auch mit an uns Anderen, wenn wir noch „draußen" stünden, doch nochmals sagen zu müssen, daß gerade die Jungevangelische Bewegung es uns hätte leichter machen müssen, als das bislang geschehen ist. Dabei will ich ganz gewiß den Anteil eigener Schuld, wie ich schon in meiner „Frage" sagte, nicht gering einschätzen. — Wenn ich aber im Laufe der letzten Wochen erfahre, daß auf den Aufruf Lagrange's usw. hin eine schier unglaubhaft große Zahl von Briefen — auch die meinen waren dabei — an die Jungevangelischen gerichtet worden sind, dann rechtfertigt sich aus dieser Tatsache doch meine Frage nachträglich in weit umfassenderem Maße, als ich das selbst bei ihrem ersten Niederschreiben annahm. Was Brunotte von dem „Ziel" der Jungevangelischen negativ („nicht in der Abhaltung großer Tagungen") und positiv sagt, ist erfreulich viel, was „wir Anderen" aber bislang davon spürten, davon spüren konnten, war sehr viel weniger und hat tatsächlich — mag sein, daß die Schuld auch viel an uns selbst lag — in uns nicht die Entschlußkraft auszulösen vermocht, von „draußen", wo wir stehen, „herein" zu kommen. — Das Alles ist jetzt ganz gewiß kein Vorwurf mehr, sondern lediglich die Feststellung einer Tatsache, und es ist das Verdienst der Antwort Brunottes, daß sie eine weitere Erörterung meiner „Frage" vor der Öffentlichkeit überflüssig macht.

Stolzenau, Weser Hugo Sinn

Von der Ehrwürde der Alten und von Ehrerbietung

1

In einem Kreise ernster und lebensoffener Männer wurde unlängst darüber geklagt, daß die „Ehrfurcht vor dem Alter" im Schwinden sei. Ich kann dem Urteil nicht ohne Einschränkung zustimmen. Der Vorwurf „O tempora, o mores", der die Jugend treffen soll, ist wohl von Geschlecht zu Geschlecht erhoben worden. Er ist in mancher Hinsicht berechtigt, gegenwärtig vor allem.

Wenn er von Lehrern erhoben wird, meint er zumeist Lausbübereien, die von Jugendlichen an der Grenze des unbesonnenen Knabenalters verübt werden. Dann wollen wir ihn nicht allzu schwer nehmen. Musterschüler standen auch ehemals nicht im besten Ansehen. Wenn ihn Eltern vorbringen, deckt er allerdings häufig sittliche Verirrungen auf, die zu sehr ernster Besorgnis Anlaß geben. Aber in Bezug auf das Verhalten der Jugend von heute gegen die Alten darf er nicht verallgemeinert werden.

Ein Erlebnis anstatt vieler: Im Bahnhof seiner Vaterstadt steht ein Hochschüler, unverkennbar erstes Semester, schmuck und sorgfältig in Kleidung und Haltung. Er sieht, umblickend, eine alte Frau schlichtester Herkunft sich mit einem schweren Korbe mühen, greift ohne langes Besinnen zu und trägt ihr die Last durch die Halle.

Erinnern wir uns der Zeit vor 25 Jahren! Konnte damals jugendliche Hilfsbereitschaft ohne Bedenken dem eben erwachten Selbstbewußtsein so viel „Selbst...entäußerung" abgewinnen?

Oder halten wir uns tägliche Beobachtungen im Eisenbahnwagen vor Augen! Ist die Arbeiterjugend zahlreich, die vor grauem Haar nicht aufsteht?

Es kann leider nicht bestritten werden, daß junge Leute in Versammlungen ärgerlich altklug gegen die Erfahrung des Alters stößig anrennen, den Hans Siebengescheit spielen und mit klotzigen Redensarten auftrumpfen. Ich habe kürzlich erst Ausdrücke wie „Arterienverkalkung" und „Gehirnerweichung" als Antwort auf tiefschürfende Gedanken eines namhaften Gelehrten äußern hören. Diese schwachsinnige Überheblichkeit, die an Geistesarbeit nur eben herangerochen hat, wird bewußt von nichtswürdigen Wühlern geschürt. Aber sie ist das Kennzeichen des Verfalls politischer Sitten und nicht auf das Alter an sich gemünzt. Auf den persönlichen Umgang hat die Niedertracht glücklicherweise noch nicht in bedenklichem Umfange abgefärbt.

Es könnte scheinen, als seien Anstößigkeiten solcher Art in der Vergangenheit häufiger bemerkbar. Die Sitten einer Zeit spiegeln sich in der Dichtung und im Sprichwort. Im Lustspiel des Terenz „Die ungleichen Brüder" z. B. heißt es an einer Stelle: „Ich werde dich herumhetzen, wie du es wert bist, alter Kracher." Der deutsche Reimspruch aus dem 16. Jahrhundert will nicht nur die Gebrechen des Alters dartun, sondern auch Verhaltungsweisen geißeln, wenn er sagt: „80 Jahr, der Welt Narr, 90 Jahr, der Leute Spott, 100 Jahr, erbarm sich Gott." In unsern Tagen hört man ihn anders: „70 Jahr, ein Greis, 80 Jahr, schneeweiß, 90 Jahr, gebückt zum Tod, 100 Jahre, Gnad von Gott." Daraus vernimmt man Mitgefühl und Ehrerbietung an Stelle der hämischen Nichtachtung in der alten Fassung. Ich betone aber, daß ich mit der Anführung der wenigen Belege nicht einen erheblichen Mangel an Schicklichkeit in der Vergangenheit feststellen will, sondern nur einseitig ungerechter Beurteilung unserer Jugend vorbeugen möchte.

2

Den Ausdruck „Ehrfurcht vor dem Alter" halte ich sprachlich für unglücklich. Es wird damit dem grauen Haupte etwas angeboten, worauf Anspruch zu erheben die Frömmigkeit verbietet, und man nimmt dem Begriff Ehrfurcht das Kernstück seines Sinnes, wenn man ihn nicht nur auf das Verhältnis des Menschen zu Gott anwendet.

Das Alter aber ist ehrwürdig.

Es bleibe unwidersprochen, daß es sich einer Fülle von Übeln zu erwehren oder sie zu tragen hat. Von wenigen schönen und rüstigen Greisen abgesehen nehmen in höheren Jahren leibliche Schönheit und Wohlgestalt ab. Das Haar wird licht. Die Haut schrumpft ein und bildet Falten und Runen im Antlitz und an den Händen. Das Auge büßt Glanz und Sehkraft ein. Das Ohr verliert an Schärfe. Der Gang ist nicht mehr fest und stattlich. Der Rücken beugt sich unter der Last der Jahre.

Diesen Alten, ja selbst denen, zu deren körperlicher Schwäche sich Grämlichkeit und Minderung geistiger Beweglichkeit gesellen, wird von wohlgeratenen Gemütern Rücksicht und Verehrung entgegengebracht. Das ist nicht nur Dankbarkeit, nicht nur Schätzung dessen, was ein siebzig- oder achtzigjähriges Leben für die Umwelt gewirkt hat, nicht nur Vergeltung empfangener Wohltat. Verehrung erschöpft sich nicht in dem Eingeständnis, daß wir das Brot essen, zu dem die Alten das Saatkorn in den Boden gelegt haben. Sie läßt sich nicht an der Rückerstattung genossener Güte genügen.

Bloße Dankbarkeit ruht oft, wenn auch auf lauterem, so doch auf nutzbedachtem und eigenrücksichtigem Grunde. Ehrerbietung aber fließt aus dem reinen Bronnen der Selbstlosigkeit. Sie bleibt nicht an der Gabe hängen, die eine Gegengabe erheischt. Sie bleibt nicht Werk, sondern Wesen. Sie strömt aus der Quelltiefe der Seele. Und die Unmittelbarkeit ist es, die die Empfangenden herzlich und erquickend anmutet. Wem es einmal vergönnt worden ist, zu beobachten, mit welcher Genugtuung die schlichteste Aufmerksamkeit von alten Leuten empfunden wird, dem wird auch nicht entgangen sein, welche fast väter- oder mütterliche Zuneigung sich selbst dem Fremden erschließt, der den Weg zu einem vereinsamten Herzen gefunden hat.

Man könnte sich daran genügen lassen, daß die Ehrwürde des Alters gefühlsmäßig anerkannt und daß ihm Ehrerbietung weithin zuteil wird. Ja es könnte Unsicherheit darin erblickt werden, daß man zu verstandesmäßigen Erwägungen Zuflucht nimmt. Es deutet allerdings nicht selten auf einen Notstand hin, wenn man Sitten mit Mitteln der Vernunft zu stützen sucht. Auf solche Hilfsstellung habe ich es nicht abgesehen. Es dünkt mich jedoch, daß die Ausübung einer Tugend am freiesten und anmutigsten da verläuft, wo sich Einsicht, Gefühl und Wille im Einklang befinden. So einfach ist es aber gar nicht, wenigsten jungen Menschen nicht, sich über die Gründe edler Handlungsweise Rechenschaft abzulegen. Es liegt auch wenig Schrifttum über den Gegenstand bereit. Cicero

und Jakob Grimm sind mir bekannt. Dessen Rede über das Alter kommt mir denn doch zu gelehrt und nüchtern vor, als daß sie sehr geeignet erschiene, ein wärmendes Feuer zu nähren. Der Versuch, die Ursachen der Ehrwürde aufzuhellen, kann deshalb nicht als überflüssig betrachtet werden.

3

Von dem Welken leiblicher Anmut im Alter war vorhin schon die Rede. An ihrer Stelle tritt am Lebensausgang eine innere Schönheit zutage, die ich mit der Köstlichkeit der Abendstille vergleichen möchte. Die Triebe und Leidenschaften, die das Innenleben in den Jahren überschäumender Kraft stark und tief aufwühlten, haben ihre glückhafte und leidvolle Macht über den Willen verloren. Ruhe, Ausgeglichenheit, Abgeklärtheit sind eingekehrt. Schlacken und Aschenschmutz, der Rückstand aus flammenden Gluten, sind ausgeschieden und verweht. Geblieben ist ein geläutertes Herz, das zwar ein mildes Verstehen für Schuld und Fehl der Jungen bewahrt, aber selbst über Aufwallung und Irrsal hinaus ist.

Das Ziel des Werkens und der Wünsche ist erreicht, in manchen Fällen als zu weit gesteckt oder eitel erkannt und aufgegeben. Dahinten liegen Launen und Listen, Drangsal und Trotz, die aufgewendet oder hingenommen werden mußten, um sich zu behaupten und vorwärts zu kommen. Es ist nichts mehr zu fürchten und zu hoffen. Eine freimütige Unbekümmertheit macht sich geltend, die nur nach Wert, Wahrhaftigkeit und Notwendigkeit fragt, aber nicht danach, ob Offenheit gefällt, jene Rückhaltlosigkeit, die nicht verletzen, aber keineswegs auch liebedienern will.

Die Bedürfnisse der eigenen Person schränken sich auf bescheidenes Verlangen nach geruhigem Behagen ein. Von dem Überfluß an greifbaren und geistigen Gütern wird freigebiger, ja, wo es möglich ist, großmütiger Gebrauch gemacht.

Der Verstand, der sonst der Erhaltung und Mehrung des Ansehens, der Macht und des Vermögens diente, macht der Weisheit Platz.

Welt- und Lebensanschauung haben feste und sichere Gestalt gewonnen. Ewigkeitsnähe hat das Wesen des Greises schon durchdrungen. Er blickt gefaßt und heiter auf das dunkle Tor, hinter dem das ewige Licht leuchtet. Auf den stillen Zügen liegt der Schimmer der Verklärung, und es ist, als ob er das Ohr schon hinneige zum Wohlklang himmlischen Spiels.

4

Es bleibt mir noch ein Wort zu sagen über die Art, wie man dem Alter Ehrerbietung erweist.

Wo Hinfälligkeit bemerkbar wird, da versteht es sich von selbst, daß man ihr zu Hilfe komme, aber in der Weise, die die Schwere des Helferdienstes, sofern sie in Frage steht, nicht sichtbar werden läßt. Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten lassen sich recht gut so ausüben, daß sie den Gebenden zugleich als den Empfangenden erscheinen lassen. Aber selbst entsagungsvolle Aufopferung wird von edlen Herzen in einer Weise dargeboten, die in nichts an Last und Mühsal erinnert.

Vereinsamung ist eine fast unumgängliche Begleiterscheinung des Alters, klagt doch schon Walter von der Vogelweide in rührender Weise darüber. Nur ist es nicht angängig, daß man sie durch Vernachlässigung noch drückender werden lasse. Hin und wieder können die Alten dem Verlangen nicht widerstehen, rückschauend von ihrer Zeit und ihren Erlebnissen zu erzählen. Auch wenn das redselig geschieht, bleibt es Gewinn für den Gast, falls er nämlich die Kunst des Zuhörens versteht. Gespräche der Art bieten zudem die einzige Gelegenheit, die Anerkennung für die Leistungen der Alten zum Ausdruck zu bringen. Soweit sich Gegensätze im Urteil dabei herausstellen, muß man sie nicht mit rechthaberischer Aufdringlichkeit aufbauschen. Wohl lernen auch die Alten noch, aber sie wollen nicht mehr belehrt sein. Die Unterhaltung muß, wenn sie Freude daran haben sollen, sie zum mindesten fühlen lassen, daß sie nicht vergeblich gelebt und gerungen haben. Es kann auch nicht wohl verkannt werden, daß sie die größere Erfahrung auf ihrer Seite haben. Darum tun die Jungen um ihrer selbst willen wohl daran, sich ihnen nicht nur in Geld- und Gewissensnöten anzuvertrauen, sondern auch vor wichtigen Entscheidungen sich Rat zu holen. Sie geben damit den Alten die Gewißheit, daß sie nicht leicht entbehrlich sind. Und die kann man ihnen doch wohl gönnen.

Leipzig-Borsdorf Karl Hoffmann

Bücher und Schriften

Das Wort Gottes ist lebendig. Zwölf Betrachtungen zu Worten des Hebräerbriefs. Von D. Paul Althaus. Bethel, Verlagshandlung 1929. 55 S. 1 M.

Ein Büchlein recht zum Anfang des neuen Jahres. Man kennt die Art des Verfassers, auch für Nichttheologen eindringlich und verständlich zu sein. „Der Weg des Glaubens" heißt die erste Betrachtung, man könnte es allen als Überschrift geben; eine gute Wegweisung. Wilhelm Loew

Grundriß der Dogmatik I. Von D. Paul Althaus. Erlangen, Universitätsbuchhandlung Rudolf Merkel 1929. 74 S. 2.50 M.

Es ist hier nicht der Ort, sich mit dieser Darstellung der Grundfragen der Dogmatik auseinanderzusetzen, es kann nur auf sie hingewiesen werden. Der Name des Verfassers bürgt für die Gewichtigkeit des Büchleins. Bemerkenswert, wie gewisse Linien durch die ganze heutige Theologie hindurchgehen und sie charakteristisch abgrenzen von der gemeinsamen Fragestellung der vorhergegangenen theologischen Generation; bemerkenswert, daß bei Althaus die Auseinandersetzung mit der allgemeinen Geisteslage der Gegenwart, auch mit den Problemen der liberalen und religionsgeschichtlichen Richtung einen ungleich breiteren Raum einnimmt als etwa bei Barth. Schüler Wilhelm Herrmanns werden öfter Gedanken begegnen, die ihnen vertraut sind. Vielleicht ist hier die kirchliche Bedeutung von Althaus zu finden, daß er dieser weithin nachwirkenden Theologie Anknüpfungspunkte bietet. Gerade die Kreise um die Christliche Welt werden diese Dogmatik I mit Gewinn durcharbeiten.

Wilhelm Loew

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1930. Herausgegeben von Johannes Schneider, Oberkonsistorialrat i. R., Honorarprofessor in der Theologischen Fakultät der Universität Berlin. 57. Jahrgang. Gütersloh, Bertelsmann. 568 S. 17, geb. 20 M.

Die Empfehlung des neuesten Schneider muß mit einer Totenklage beginnen: einige Tage, nachdem er den Band fertiggestellt und das Vorwort geschrieben hatte, ist Johannes Schneider, 73 Jahre alt, gestorben. Sein Vater hatte das Jahrbuch 1873 gegründet; von ihm hat er es übernommen und vom 21. bis zum 57. Jahrgang herausgegeben. Es war sein persönliches Werk und trug durchaus den Stempel seiner Persönlichkeit; was man ihm manchmal zur Last legte, daß es nämlich nicht immer streng objektiv sei, lag in ihr begründet: er wurde mitunter des trocknen Tones satt und gab seiner humoristisch-satirischen Neigung Raum. Aber das geschah doch nur in Nebendingen und zumeist gemütvoll-launig. In den großen Fragen und vor allem in der Statistik war es sein ernster Wille, nur die Tatsachen sprechen und die Tatsachen durch sich selbst wirken zu lassen. Dadurch wurde sein persönliches Werk zum Werk unserer Kirche. Statistiken und Jahrbücher führen nicht; entscheidend sind immer die Taten. Aber indem die Statistik die Taten verzeichnet, wird sie zu ihrem Richter und weist sie zugleich den Weg zu besserer Tat. In seinem statistischen und seinem chronistischen Teil ist das Schneidersche Jahrbuch das Organ geworden, in dem der deutsche Protestantismus sich selbst und der Außenwelt von seiner Entwicklung, seinen Taten und Unterlassungen Rechenschaft gibt. Seitdem die „Chronik der christlichen Welt" dem Krieg erlegen ist, ist das Jahrbuch für den Beurteiler der kirchlichen Entwicklung die Fundgrube des Tatsachenstoffes geworden. Dafür danken wir dem Herausgeber, der überdies kein vertrockneter Statistiker, sondern bis zuletzt ein lebensprühender und allzeit freundlicher Mann gewesen ist, über den Tod hinaus.

Der vorliegende Jahrgang enthält die gewohnten Kapitel der Berichterstattung, nimmt die im Vorjahr zurückgestellten Kapitel „Innerkirchliche Evangelisation" und „Vereine" wieder auf und stellt dafür das Kapitel „Kirche und Schule" und den „Personalstatus" fürs nächste Jahr zurück. Dieses Verfahren ist richtig; es braucht nicht jedes Jahr über Alles berichtet zu werden. Mit

Recht sucht aber die Statistik Jahr für Jahr dieselben Erscheinungen zu erfassen. Freilich auch ihre Bedeutung tritt häufig erst in größerem Zusammenhang überzeugend zu Tage. Z. B. besagen die Jahreszahlen über Konfessionswechsel wenig; wenn aber für das laufende Jahrzehnt die Zahl der Übertritte von Katholiken zur evangelischen Kirche auf 112 245, die umgekehrte Übertrittszahl auf 7654 errechnet und nachgewiesen wird, daß zur Zeit von 10 000 deutschen Katholiken 7,6 evangelisch, von 10 000 Evangelischen aber nur 2,0 katholisch werden, so bekommen solche Zahlen doch ein starkes Gewicht. Auch die nachlassende Anziehungskraft der Freikirchen und Sekten und der ständige Rückgang der Judentaufen wird erst durch die Übersicht über einen längeren Zeitraum bedeutsam. Vor allem aber: von 1919 bis 1928 sind 1 753 729 Menschen aus der evangelischen Kirche ausgetreten; anderseits nimmt auch der Rückstrom zu: in derselben Zeit haben 165 264 den Weg zur evangelischen Kirche zurückgefunden. Wenn die Jahreschronik über den Nürnberger Kirchentag berichtet, ohne den Fall Eckert zu erwähnen, so finde ich darin einen Mangel an Objektivität. — Christian Geyer (S. 486, Z. 3) ist am 23. Dezember, nicht September gestorben. — Das Vorwort stellt mit Befriedigung fest, daß das Jahrbuch in der letzten Zeit steigende Abnahme auf dem Büchermarkt und gesteigerte Verwendung in den Kreisen der Pfarrerschaft gefunden hat. Möge seine Verbreitung weiter wachsen; es gehört zum unentbehrlichen Handwerkszeug für jeden Theologen und Pfarrer, der über die Reichweite seines Schreibtisches und Kirchturms hinausschauen, und für jeden Menschen des öffentlichen Lebens, der über evangelisch-kirchliche Dinge urteilen will. Johannes Kübel

Evangelische Diaspora und Gustav Adolf-Verein. Zum siebenzig Jahr-Geburtstag des Vorsitzenden des Gustav Adolf-Vereins herausgegeben von Bruno Geißler, Generalsekretär des Zentralvorstandes. Leipzig, Verlag des Zentralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung 1930. 455 S. Geb. 10 M.

Die Botschaft der deutschen Reformation. Festrede bei der Augustanafeier des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes am 25. Juni 1930 in der Barfüßer-Kirche zu Augsburg gehalten von Franz Rendtorff, Professor in Leipzig. Ebenda 1930. 16 S. 40 Pfg.

Der Protestantismus bei den Slaven. Ein Vortrag von Privatdozent Dr. theol. und phil. Hans Koch. Wien-Posen, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen 1930. 23 S. 1 M. Auslieferung für Deutschland Verlag „Das junge Volk" Plauen i. V. (Sonderdruck aus den Posenschen „Deutschen Blättern".

Am 1. August ist der langjährige Vorsitzende des Zentralvorvorstands der Gustav Adolf-Stiftung, Franz Rendtorff, 70 Jahre alt geworden. Das gab dem Generalsekretär des Gustav Adolf-Vereins, Bruno Geißler, willkommenen Anlaß, eine größere Zahl von Schülern und Mitarbeitern Rendtorffs zur Herstellung einer Franz Rendtorff-Festschrift zu vereinigen. Aus ihr ist ein stattliches Werk geworden und, daß wirs sagen, ein großzügiges und eindrucksvolles Werk. Fast alle Beiträge haben es mit der Fürsorge für die aus- oder inländische Diaspora zu tun, und alle greifen die Sache an einem reizvollen Punkt an. Es hat eine Zeit gegeben, da die Mitarbeit am Gustav Adolf-Verein wenig geistige Werte bot; in wechselnden Farben war es immer dasselbe, altgewohnte Bild. Die Zeit ist vorüber. Seit Kriegsbeginn häufen sich die Werte, Aufgaben und Fragen ins Unermeßliche; es gehört die ganze Schaffenskraft und der ganze Scharfblick eines Rendtorff dazu, sie zu erkennen und zu meistern. Wie überall, so entscheidet auch hier die Persönlichkeit des Führers. Aber dem Führer stehen willige und zielbewußte Mitarbeiter zur Seite. So ist die Festschrift zu einem großen Zeugnis des Geistes geworden, der sich den Aufgaben der Diaspora hingibt. Leider ist sie keine planmäßige Kunde der Diaspora. Der Generalstabschef hätte einen Plan anlegen und die einzelnen Kapitel an die Mitarbeiter verteilen sollen. Aber die in ihrem Beruf zumeist überlasteten Mitarbeiter hätten die Zeit zur Durchführung nicht gefunden. So gab ein Jeder, was er nach seiner Kenntnis und Neigung geben konnte. Mithin bleibt das Lehrbuch der Diaspora noch zu schreiben. Aber an vielseitigem und anregendem Gehalt hat die Festschrift durch die angewandte Methode nur gewonnen; sie enthält kaum ein Kapitel, das nicht hochinteressant wäre. Zu kurz gekommen sind meines Erachtens die beiden Hauptwerke, die dem Gustav Adolf-Verein zur Zeit obliegen: das Franz Rendtorff-Haus in Leipzig, das als Denkmal des Dankes für den Vorsitzenden in Leipzig errichtet worden ist und der Aufnahme von theologischen Studenten der Auslandsdiaspora dienen soll *), und die Jubiläumssammlung für 1932, die sich mit der Sammlung von 1 Million Mark ein bescheidenes, von der Allgemeinheit aber noch nicht genug gewürdigtes Ziel gesteckt hat. (Vgl. vorige Nummer.) Im Ganzen aber ist ein Reichtum sondergleichen in dem Werk niedergelegt. Möge es dem Jubilar die verdiente Genugtuung bereitet haben! Unsere alljährlichen Berichte über die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins zeugen davon, daß diesem großartigen Liebeswerk unserer evangelischen Kirche und seinem Leiter auch unser ernstlicher Anteil gilt.

Demselben Rendtorff hatte der Kirchenausschuß die Festrede bei der Augustanafeier am 25. Juni in Augsburg übertragen. Die Rede hat in Augsburg bei den Hörern starken Eindruck gemacht; wie zumeist, so wird aber auch hier die Wirkung des gedruckten Wortes tiefer sein. Auf den Hörer wirken Gewissens- und Gemütsappelle; die Gedanken kommen beim nachträglichen Durchdenken erst ganz zu ihrem Recht. Die mündliche Rede ist verschieden beurteilt worden; ich habe noch selten so sehr wie in Augsburg erlebt, wie die Urteile über die Reden und Predigten auseinandergingen. Ich meinerseits war beim Hören des Vortrages vor allem von der Weltweite seines Luthertums angetan; so auch jetzt beim Lesen. Auf einen kleinen Irrtum darf ich aufmerksam machen, der Rendtorff zum Schluß unterlaufen ist. Georg der Fromme von Brandenburg-Ansbach war, als er Karl V. entgegentrat, nicht „Greis", sondern 46 Jahre alt; er war 1484 geboren, also ein Jahr jünger als Martin Luther.

Der Vortrag, den der Wiener Theologe Hans Koch im November 1929 auf der kirchlichen Woche in Thorn gehalten hat, geht in erster Linie die Menschen des Ostens an; wir Westler können nur staunen, wenn wir erfahren, wie tief die Einzelwirkungen der evangelischen Kirche bei den Slaven gegangen sind, und können nur hoffen, daß sich die Volkskirchen und Freikirchen, die sich seit dem Jahr 1918 bei den polnischen Ukrainern und in Rußland gebildet haben, behaupten und immer klarer auf das Evangelium hin entwickeln. Johannes Kübel

Das hoffnungslose Geschlecht. Von Rudolf Borchardt. Berlin-Grunewald, Horen-Verlag o. J. 376 S. 5, geb. 8 M.

Wer Rudolf Borchardts „Geschichte vom Erben" aus den „Poetischen Erzählungen" kennt, der weiß, daß dieser große Übersetzer ein bedeutender Erzähler ist. Um so mehr enttäuscht ihn das neue Werk, als künstlerisches Ganzes genommen; denn nur die erste, mehr als die Hälfte des Bandes umfassende, der vorgelegten „vier zeitgenössischen Erzählungen" besitzt dichterischen Eigenwert; die drei anderen sind wohl nur geschrieben, um jener reicheres Pendant für die Veröffentlichung zu geben. Alle variieren denselben Gegenstand, unwürdiges Sichverbinden von Mann und Frau. In komisch gemeinter Darstellung die beiden allzu leicht gezimmerten Schwänke, die unter dem Sammeltitel „Satyrspiel" den zweiten Teil des Buches füllen; Eroberung des gleichgültigen oder schüchternen Mannes durch das vermännlichte Weibchen „unserer Zeit". Demgegenüber tragisch entworfen und in einem Fall auch gestaltet: in der zweiten Novelle das Frauenschicksal, Besitztum einer hohlen Fassadenfigur und darum gezwungen zu sein, sich vom ersten besten wirklichen Menschen, der vorbeikommt, entfesseln zu lassen. In der ersten Erzählung schließlich, das wehrlose Besessensein des Weibes durch den verfluchten Reiz, dem ihre Natur erliegt und das geistige Band ihrer Ehe nicht standhält. In diese Geschichte hat der Dichter seine Leidenschaft gelegt; hier fallen die Worte vom „hoffnungslosen Geschlecht" als welches Borchardt die Heutigen ansieht: „Wir können nicht mehr Nein sagen. Das Ende ist nicht der Gegensatz von Unrecht — Recht; es ist die Verkehrung von beidem, von Recht und Unrecht, — Faustrecht." (S. 29.) Die Formen sind zerbrochen, welche auszufüllen einmal Lebensinhalt schien, und wer keinen anderen kennt, wie der größte zeitgenössische Ästhet, Rudolf Borchardt, der mag wohl ohne Hoffnung zuschauen, wie das Notwendige sich offensichtlicher denn je unwürdig vollzieht; während wir begrüßen, daß die Wahrheit vom Menschen ans Licht kommt und von keiner Form mehr verhüllt werden kann, damit aber den wahren Menschen heraufruft. Karl Thieme

Dor und der September. Von Karl Friedrich Boree. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1931. 310 S. 4, geb. 6.50 M.

Müde vom Kolleg (Sexualethik) und vom Problem der heutigen jungen Geschlechter greife ich zu diesem Buch, das eben auf meinem Tisch liegt. Werde rasch gefesselt und finde Antwort auf manches, das mich bewegt. Es ist eine Liebesgeschichte, aber eine ganz moderne. Weil der weibliche Teil ganz modern ist: eine Zwanzigjährige. Der Mann, zwei Jahrzehnte älter, kommt aus Krieg und Vorkriegszeit. Aber er hat die Zartheit, bei allem Anspruch, den er macht, das Mädchen in seiner Art gelten und schalten zu lassen. Es ist nichts Vergewaltigendes in seiner Liebe. So kann das Mädchen in seiner Art sich ganz geben und entwickeln, wie es ist. Nun will ich nicht sagen, daß es schlechthin typisch wäre, aber vielleicht ist es eben erst heute, in dieser Nachkriegszeit, so möglich.

Nichts zum Vorlesen. Außer etwa für junge Eheleute. Obwohl es zur Ehe nicht kommt. Aber eine feine Lektüre für feinsinnige Menschen. Einst lasen wir Storm (Immensee!), Paul Heyse (Das Glück von Rothenburg!) in ähnlicher Stimmung. Oder „Werthers Leiden". Der Stil gemahnte mich oft an Goethe. Er ist zart und stark zugleich. Wundervoll die Seelenmalerei bis ins Kleine und zwar hinein in die ebenso wundervoll empfundene alles begleitende Natur. Realistisch bis zum Wagnis, und doch nicht endendes Geheimnis. R

*) Über die Einweihung des Hauses berichtet „Die Evangelische Diaspora" 1930, 3. Heft. Verlag des Zentralvorstands des Gustav Adolf-Vereins in Leipzig. Der Bericht ist auch als Sonderdruck zu beziehen.

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Wandlungen im Methodismus der Gegenwart

1

Der Gründer des Methodismus, John Wesley, hat ein Wort geprägt, das einen unerhörten Antrieb gab zu dem außerordentlichen Missionsdrang, der den Methodismus seit seiner Gründung beseelt hat. Mit seinem Wort: The World is my parish *) überschritt er grundsätzlich die Grenzen eines bisherigen Nationalkirchentums und trieb den Methodismus weit über das enge Gebiet des eigenen Landes und der eigenen Konfession hinaus, um ihn zur größten Missionsarmee des Weltprotestantismus zu machen. Dadurch ist tatsächlich der Methodismus viel weniger zu einer Kirche, als zu einer großen Weltbewegung geworden.

Zwei Elemente machten diesen Missionsdrang zu einer der größten geistigen und organisatorischen Kräfte, die der Weltprotestantismus hervorgebracht hat. Einmal der Auftrag der individuellen Seelenrettung. Dann der Drang, das Evangelium als eine soziale Kraft zur Weltverwandlung zu predigen. Damit, daß die Heiligung mit der Sündenvergebung in engste Verbindung gebracht wird, wird der methodistische Mensch aus dem stillen Genuß des Heils gerissen und sogleich zur höchsten Entfaltung seiner neugeschenkten moralischen und religiösen Kräfte getrieben.

Der Methodismus fand seine stärkste Entfaltung in Amerika. Trotz der puritanischen Überlieferung Amerikas hat im Grunde der Methodismus die Geistesart des modernen amerikanischen Protestantismus in wesentlichen Zügen geprägt. Man spürt das auch an der jüngsten Bewegung, dem Buchmanismus und seiner methodistisch-revivalistischen Art (die sich allerdings in anderer Hinsicht wieder stark unterscheidet), obschon ihre Träger Rev. Buchman und Rev. Shoemaker, dieser der anglikanischen und jener der lutherischen Kirche angehören. Der Methodismus ist die eigentliche Missionsmacht Amerikas geworden. Zunächst im inneren, in jener denkwürdigen, kirchlichen Eroberung des Westens, die zu den großen, wahrhaft romantischen Dingen des amerikanischen Protestantismus gehört. Pioniere wie Ashbury und die Circuit-riders, die den Settlern und Trappern in die Wildnis des Westens folgten, eroberten eine werdende, neue Welt zum großen Teil für ihre Kirche. Sie gründeten Schulen und Anstalten und wetteiferten mit den andern Kirchen in der Besetzung der strategischen Punkte mit solchem Erfolg, daß der Methodismus mit dem Baptismus zusammen heute die stärkste amerikanische Denomination geworden ist. Er wuchs so schnell, daß es ihm nicht möglich wurde, diese Missionsarbeit überall zu unterbauen durch eine gründliche Vorbereitung seiner Arbeiter oder durch tieferes theologisches Studium seiner Prediger. Während etwa der Congregationalismus und auch der Presbyterianismus ein besonderes Gewicht legten auf die theologische Ausbildung, bildete der Methodismus vor allem packende Volksredner, Missionare, Erweckungsredner, Evangelisten, soziale Arbeiter, die lebendig auf die Massen wirkten und gerettete Sünder sammelten.

Parallel damit entfaltete der Methodismus eine Missionsarbeit und ein soziales Werk, die beide einen ungeheuren Organismus darstellen. Es liegt eine solche Energie und auch ein solches Kapital darin investiert, daß man die methodistische Kirche zusammen mit der Pennsylvania Railway schon als die herrschende Großmacht Amerikas hinstellen konnte. Tritt man in eine große, methodistische Zentrale, etwa in den Verwaltungsbau der nördlichen Methodistenkirche an der Fifth Avenue in New York, oder in den Book-Concern in Cincinnati, oder in die große neueste Methodistenkirche in New York, die eine nie dagewesene Verbindung zwischen Religion und business darstellt, so glaubt man, in ein ungeheures Geschäftshaus einzudringen, wo eine christliche Geschäftsdiplomatie ihren Sitz hat und eigentliche Staatsmänner der Mission weitschauende Pläne ausarbeiten. In diesen Zentralen arbeitet vielleicht noch mehr das Hirn als das Herz der Kirche. Man kann hier lernen, was eine Kirche leisten kann, wenn sie die Evangelisation selbst in die Hand nimmt anstatt sie Einzelnen zu überlassen, wenn sie eine eigentliche Missionspolitik betreibt, wenn sie auch als geistige Großmacht dem Staat gegenüber tritt, eine eigene Presse und Literatur und ein eigenes, inneres Missionswerk aufbaut.

Wenn unsere alten Landeskirchen früher vielleicht da und dort etwas geringschätzig auf das kleine Häuflein armer Leute herabsahen, aus dem in Europa manchenorts die Methodistengemeinde sich zusammensetzte, so wußten sie nicht, was für eine Weltmacht hiner ihm stand.

Dabei sind diese Leistungen, soweit auch finanzieller Art, meist aus wirklichen Opfern hervorgegangen. Denn der Methodismus ist nicht die vornehme Kirche der feinen Leute, wie die Protestant Episcopal Church, die anglikanische Kirche Amerikas, wennschon er heute mit dieser wetteifert in der Größe und Pracht seiner Tempel. Wie Sommer gezeigt hat, wurde der Methodismus weithin von kleinen Leuten, kleinen Gewerbetreibenden und Arbeitern getragen. Er hat in England ihre revolutionäre Energie kanalisiert und sublimiert und so vielleicht England eine Revolution erspart. Er hat wie keine andere Kirche seine Leute das Opfern gelehrt. Was der Methodismus gerade durch das Opfer der Kleinen aufgebracht hat, ist staunenswert *).

Er blieb aber nicht die Kirche der kleinen Leute, sondern wuchs sich aus zu einer Kirche, die auch äußerlich ihrer Macht bewußt ist und heute die Gefahr ihrer Größe empfindet. Vier Wesenszüge haben diese Entwicklung gefördert:

Einmal die emotionale, angriffige Art, die sich an das Herz und an das Gewissen wendet, um den Sünder für das Heil zu gewinnen, also das evangelisierende und missionierende Talent, das sich in Erweckungsbewegungen mit werbender Kraft auswirkte, und die große Kunst der volkstümlichen Rede, die erzieherische Fähigkeit, die Massen in Bewegung zu setzen.

Das zweite Element ist sodann seine Anpassungsfähigkeit und Lebensnähe. Keine starre Theologie nötigt ihn, abseits zu stehen. Als er sich theologisch mit dem Arminianismus von der eigentlich reformierten Theologie löste, gewann er jene Zuversicht und Heilsgewißheit, jenen Optimismus und Enthusiasmus der freudigen Hingabe und des Dankes für das gewonnene Heil, die ihn bis heute auszeichnet. In der Heilsarmee, einem Kinde des Methodismus, fand das alles einen geradezu stürmischen Ausdruck. Die Methodisten haben zwar auch ansehnliche Theologen, aber sie legen den Akzent nicht auf die Theologie, wie etwa die Presbyterianer, sondern auf Sünde und Gnade, auf Bekehrung auf das neue Leben selbst, das der Erlöste gewinnt. Wer in Amerika in eine Kirche tritt, kann, auch ohne zu wissen wer predigt, sagen, ob es eine methodistische Kirche ist oder nicht. Es „läuft" etwas in einer solchen Versammlung. Es ist Bewegung, menschliche Nähe und Wärme, Begeisterung und Dynamik, was alles den Zuhörer mitnimmt, ihn nicht in einer theologischen oder psychologischen Einsamkeit läßt und hineinstellt in das extravertierte Leben einer das Innerste aufwühlenden Gemeinschaft. Das schafft einen Erfolg bei der großen Masse, die sehen, hören, fühlen und schmecken will und der massenpsychologischen Suggestion unterliegt, gelegentlich auch ein Siegesbewußtsein, das die eschatologische Hoffnung durch konkrete Gegenwartsleistungen ersetzt.

Das Dritte ist, daß der Methodismus eine eigentliche evangelische Politik betreibt. Das geht natürlich nicht ohne Lärm und Stöße. Aber jene Offizierin der Heilsarmee hat nicht ganz Unrecht, wenn sie auf den Vorwurf des Lärms antwortete: „Wo Leben ist, da ist immer etwas Lärm." Der Methodismus rückt der Gesellschaft wie keine andere Kirche auf den Leib, greift als ein mutiger David mit der Schleuder in der Hand sogar den Goliath des Staates an und sieht im Evangelium nicht nur eine tröstliche Heilsverkündigung, sondern die Kraft, die Welt zu verwandeln. Das macht den Methodismus zu einer sozial-reformerischen Macht ersten Ranges. Die Erschütterung der Sklaverei, sehr vieles in der sozialen Gesetzgebung Amerikas sowie der Friedensarbeit, namentlich aber die Prohibition geht zu einem guten Teil auf methodistische Feldzüge zurück.

Der Methodismus hat dadurch auch die Missionsarbeit nachhaltig beeinflußt. Die Evangeliumsverkündigung besteht für ihn nicht nur im Wort an den einzelnen Sünder, sondern in einem Sozialwerk, das die erlösende Kraft des Evangeliums betätigen will. Er ist von einem so optimistischen Glauben an diese Mission erfüllt, daß ein Methodist, John Mott, die Losung ausgab: „Evangelisation der Welt in dieser Generation!" Darin kommt nicht nur eine ungeheure, fast vermessene Ungeduld zum Ausdruck, sondern ein Vertrauen auf die Wirkung der religiösen Leistung, auf die Kraft des Opfers und des Wortes, wie es die alten europäischen Kirchen nicht aufbringen.

Ein vierter Grund liegt in seiner Organisation. Der Methodismus hat nicht nur eine Armee, sondern er hat auch die Führer, und er gibt diesen Führern Vollmacht zum Handeln. Ein methodistischer Bischof glaubt zwar nicht an die apostolische Sukzession, aber er hat im Grunde viel mehr Gewalt als ein geweihter Bischof der anglikanischen Kirche. Der jüngste Methodismus hat tatsächlich eine ganze Reihe hervorragendster Führer und kirchlicher Staatsmänner hervorgebracht, wie die Bischöfe Hendrix, Dr. Haven, den langjährigen Leiter der Bibelgesellschaft, McDougall, McConnell, den gegenwärtigen Präsidenten des Federal Council, Nicholson, Dr. Ward, Du Bose, die Missionsmänner John Mott, Dr. North und Diefendörfer. In England etwa Dr. Scott Lidgett, den Kanzler der Universität London und Leiter des Bermondsey Settlements, Dr. Workman, den angesehenen Kirchenhistoriker, der als Präsident der englischen Methodistenkirche kürzlich die deutsche Methodistenkonferenz besuchte, und Dr. Lofthouse, den Leiter eines angesehenen College. Der methodistische Laienprediger Henderson ist heute zum Leiter der auswärtigen Politik Großbritanniens aufgestiegen. Auch Sir Henry Lunn, der Herausgeber der leider eingehenden Zeitschrift „Review of the Churches", ist Methodist. Sein Sohn Arnold Lunn gab kürzlich eine bemerkenswerte Biographie Wesleys heraus. Sodann Dr. Melle, der Leiter des methodistischen Seminars in Frankfurt. Vor allem John Ruelsen, der gegenwärtig mit den Bischöfen Wade und Shephard zusammen dem kontinentalen Methodis-

*) „Die Welt ist meine Gemeinde."

*) Geschichte des Methodismus von John L. Ruelsen, Theophil Mann und J. J. Sommer. Bremen, Traktathaus 1920. 778 S. 9.50, geb. 12 M.

mus vorsteht. Was Bischof Nuelsen nicht nur als Führer geleistet hat, sondern auch als Vermittler zwischen Amerika und Europa, zwischen dem Landeskirchentum und dem Freikirchentum, zwischen West-Europa und Ost-Europa, was seine Hilfe für das hungernde Deutschland bedeutete, ist einer besonderen Darstellung wert. Wir freuen uns, daß er sich gegenwärtig von schwerer Krankheit wieder erholt.

Die Vollmacht und der Weitblick solcher Führer haben einen ganz wesentlichen Anteil an der weltweiten Ausbreitung des Methodismus.

2

Die Erfolge, die die methodistische Kirche bei diesem Sturm auf das Reich Gottes und die Erde zugleich gehabt hat, haben schon längst Wandlungen vorbereitet, die nicht im ursprünglichen Programm liegen konnten. Aus dem Häuflein kleiner Leute, aus den Gemeinschaftskonventikeln ist längst eine große Weltkirche geworden. Sie hat sich allerdings gerade in Amerika in eine ganze Anzahl von Kirchen gespalten. Aber das Bewußtsein eines großen Zusammenhanges besteht doch und wird in der Welt-Methodistenkonferenz gepflegt.

Damit ist auch allerlei Welt in die Kirche selbst eingedrungen, und der Methodismus macht an seinem eigenen Leibe die Erfahrung, die viele Reformationskirchen schon vor ihm gemacht haben, daß nämlich eine große Kirche, die sich an die breiten Massen wendet, trotz strenger Zucht keine Gemeinschaft der Heiligen sein kann.

Heute geht der Methodismus wieder durch eine bedeutsame Wandlung. Das Ausdehnungsprogramm der methodistischen Kirche hat namentlich durch die ökonomische Weltkrisis, die schon seit dem Kriege in der Luft lag, eine starke Einschränkung erfahren müssen. Schon der Zusammenbruch des Interchurch World Movement, das stark von Methodisten getragen war, wies darauf hin, daß auch dem Organisationswillen der Kirche und den Versuchen, das Reich Gottes zu organisieren, Grenzen gesetzt sind.

Dazu kam der Ausgang der großen Zentenarsammlung, für die über 500 Millionen Franken gezeichnet worden waren, und die zu Anfang dieses Jahrzehnts eine äußerste Kraftanstrengung sein sollte zur Kräftigung und Ausdehnung des Missionsprogramms. Als die Krise weitere Kreise erfaßte, konnte ein großer Teil der gezeichneten Summen nicht flüssig gemacht werden, und die Defizite begannen sich anzumelden, die nun schon seit einer Reihe von Jahren auch einen Teil der amerikanischen Kirchen heimsuchen.

Aber dies sind offenbar nur Anzeichen einer beginnenden Krisis im bisherigen amerikanischen Kirchenbetrieb. Fast alle Kirchen machten in den letzten Jahren die auffallende Erfahrung, daß die Beiträge für ihre Missionsarbeit stark zurückgingen. Die Gründe dafür liegen sicher nicht nur in der ökonomischen Krisis, sondern in der Erkenntnis, daß auch für die Mission eine neue Zeit und eine neue Problematik angebrochen ist, daß auch sie in Frage gestellt ist, daß die jungen Kirchen eine berechtigte Selbständigkeit verlangen, daß ein Mißverhältnis besteht zwischen der Christlichkeit der Heimatkirchen und dem neuen Leben im Missionsgebiet.

Ein neues Defizit von 300 000 Dollar im Missionsbetrieb der nördlichen Methodistenkirchen führte nun jüngst zu einer drastischen Änderung der bisherigen methodistischen Missionspolitik, die auch Europa betrifft.

Es scheint, als ob sich der Methodismus gegenwärtig abwende von dem Traum einer einheitlichen großen Weltkirche. Für den methodistischen Weltzusammenhang ist gesorgt in der Methodisten-Konferenz. Dagegen wird in der neuen Missionspolitik das Bestreben einer Dezentralisation deutlich. Nationale Körperschaften, die bisher fast gänzlich von der zentralen Instanz abhängig waren, sollen heute selbständig gemacht oder zur Selbständigkeit erzogen werden. Dies gilt vor allem für die Methodistenkirchen des Kontinents. Das Eindringen des Methodismus in die alten Landeskirchen des Kontinents war von diesen oft als unfreundliche Rivalität gedeutet worden, namentlich in Frankreich, Belgien, der Tschechoslowakei und im Norden. Nach der alten Parole von John Wesley gingen die Methodisten überall hin, wo sich ihnen eine Türe auftat. Diese Türe tat sich oft gerade an solchen strategischen Orten auf, wo bereits ein blühendes Gemeindeleben einer andern Kirche bestand. Immerhin muß man anerkennen, daß, wie Bischof Nuelsen nachwies, nicht alle diese methodistischen Gemeinden ihre Existenz einer Missionsgründung verdanken. Sie entstanden vielfach bei der Gemeinschaftsbildung heimkehrender Methodisten. Man muß auch zugeben, daß die alten Kirchen dem unbequemen Nachbar doch auch allerlei Anregung verdanken. Die Sonntagsschule, der Kampf gegen den Alkoholismus, soziale Arbeit, Evangelisation, haben gerade von daher starke Förderung erfahren.

Die heutige Finanznot zwingt nun den Methodismus zu Maßnahmen, die auch in das Leben der nationalen Kirchen Europas eingreifen. Eine Reihe von Stationen und Missionsposten werden geradezu aufgegeben und die gesammelten Gemeinschaften den bestehenden Landeskirchen überwiesen. Das geschieht z. B. in Frankreich, wo die Methodisten sich den französischen evangelischen Kirchen anschließen sollen. Ebenso in Bulgarien, wo sie sich ähnlich wie in Canada, mit den Kongregationalisten verbinden, die dort das stärkste protestantische Element sind. Das Gleiche soll geschehen in Italien, wo die Waldenser und Baptisten ihr Erbe antreten werden*).

Daneben wird den bestehenden methodistischen Kirchen in Europa eine größere Selbständigkeit und Verantwortlichkeit für das Missionswerk übertragen. Die Schweizer Methodisten sollen das Werk in Jugoslavien stützen. Den Körperschaften in Deutschland und in den nordischen Ländern soll Zeit gelassen werden, um die volle Selbständigkeit und finanzielle Verantwortlichkeit zu übernehmen. Diese Zurückziehung der methodistischen Mission Amerikas wird auch als Anzeichen einer neu beginnenden kirchlichen Isolierung Amerikas zu deuten sein. Dieser Rückzug, die Einschränkung der deutschen Konferenzen des amerikanischen Methodismus, die Lambeth-Konferenz, gewisse Abkapselungsbestrebungen amerikanischer Kirchen sind Anzeichen für die Bildung einer anglo-amerikanischen religiösen Gemeinschaft, deren isolierende Wirkung noch nicht genügend kompensiert wird durch die heutigen ökumenischen Bewegungen.

Ähnliche methodistische Rückzüge wie in Europa finden auf dem Missionsfeld statt, so in Fukien in China, wo der vollständige Abbau beschlossen ist, in Costa Rica, wo eine Verschmelzung mit andern Kirchen ins Auge gefaßt wird.

Damit wird nun wohl ein Zustand beseitigt, der oft zu Zwisten zwischen andern Kirchen und dem Methodismus geführt hat. Die „Christian Century" spricht geradezu von einem „Skandal", der dadurch für die nordischen Länder beseitigt worden sei.

Die Durchführung einer solchen weisen Politik zeugt von einem großen Mute, die Wahrheit zu sehen und die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Wenn auch diese Politik zunächst von der ökonomischen Situation her bedingt ist, so sind damit doch Wandlungen verbunden, die in eine größere Tiefe hinabreichen. Wir sehen darin auch Anzeichen jener ernstlichen Besinnung des kirchlichen Amerikas, die das Heil nicht mehr in der äußersten Kraftanstrengung, im Missionsbetrieb, in großen Zahlen und riesigen sozialen Unternehmungen sieht, sondern in der Wirkung vom Zentrum aus, in der Einkehr und im Nachdenken über den bestehenden trostlosen Zustand der heutigen Christenheit. Wo diese Einkehr lebendig wird, wird das Social Gospel nicht mehr mit derselben Siegesgewißheit als eine besondere Botschaft verkündigt, sondern eben nur als ein notwendiger Teil des alten Evangeliums. Wenn die Kirche dadurch wieder mehr ihrer Verteidigungsstellung in der Welt bewußt wird statt ihrer Siegesstellung, so wird das wohl der Vertiefung dienen.

Genf Adolf Keller

Wöchentliche Chronik

„Wenn es irgendeine Erscheinung gibt, die ihrer tiefsten Anlage nach internationaler Art ist, so ist dies die Kirche." Georges Thélin-Genf in ED 2.

„Freies Wort" vom 10. 1. 31 bringt die Klage von evangelischen Sozialdemokraten darüber, daß Parteimitglieder, die noch einer kirchlichen Institution angehören, als Parteimitglieder zweiter Klasse angesehen werden. Der Herausgeber Ernst Heilmann antwortet: „Wir können uns jetzt beim besten Willen den Luxus religiöser Streitereien in der Partei unmöglich leisten." Rb 10

Die Exekutive der IPF (Internationale proletarischer Freidenker) wurde nach Berlin übergeführt; Generalsekretär Genosse Mainz aus Deutschland. REVP

Ende 1929 arbeiteten 1400 deutsche Missionsleute auf 547 Hauptstationen, dazu 9748 besoldete Missionskräfte, 990 583 Heidenchristen, 53 811 Taufbewerber. 3472 niedere und 110 höhere Schulen mit 211 799 Schülern, 29 Krankenhäuser. 7 042 904 Mark Missionsgaben aus Deutschland, fast 1½ Millionen aus dem Ausland, nicht ganz 2 Millionen aus den heidenchristlichen Gemeinden und Kirchen.

Die „Neue Allgemeine Missionszeitschrift" und das „Evangelische Missionsmagazin" bringen vom neuen Jahre an ein „Religionskundliches Beiblatt", herausgegeben von Professor D. Heinrich Frick.

Das „Mecklenburgische Kirchen- und Zeitblatt", die „Evangelische Wahrheit" (Hannover) und die schleswig-holsteinischen Blätter „Kirchen- und Schulblatt" und „Die Landeskirche" haben sich zu einer „Niederdeutschen Kirchenzeitung" verschmolzen. Wismar, Eberhardt. 2.50 M. das Vierteljahr.

Das sächsische Gesamtministerium hat den am 15. 1. 29 zwischen dem Freistaat Sachsen und der evangelisch-lutherischen Landeskirche abgeschlossenen Vertrag über die vorläufige Ablösung von Staatsleistungen an die Kirche, die sich auf die Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen Staat und Evangelischer Kirche beschränkt, beim Landtag erneut eingebracht. Rb 14

In der Generalversammlung des sächsischen Landeskonsistoriums zur Feier der 60. Wiederkehr der Reichsgründung wird verordnet, „daß die Predigt unser zerrissenes, geschlagenes und gedemütigtes Volk aufruft, der ernsten Gesinnung der Väter zu gedenken, die durch Gottesfurcht und Treue unter frommen Führern das große Werk der Reichseinheit geschaffen haben". Rb 8

*) Christian Century Dezember 1930.

Der Zusammenschluß der Kirchen von Hessen-Kassel, Nassau, Frankfurt, Waldeck und H.-Darmstadt ist soweit gefordert, daß Ende 1931 oder Anfang 1932 der erste gemeinsame Kirchentag stattfinden soll mit 81 Abgeordneten, in Marburg.

Gegen die Pfarrer D. Fuchs-Eisenach, Kohlstock-Apolda, Kleinschmidt (Eisenberg) und v. Jüchen (Möhrenbach) ist vom thüringer Landeskirchenrat das förmliche Disziplinarverfahren eröffnet worden. (Vgl. 1930, 21, 1004 ff. 23, 1131 f.)

Pfarrer Eckert in Mannheim wurde vom badischen Oberkirchenrat mit einem Verweise bestraft, weil seine Wochenschrift die Zeichnung eines evangelischen Pfarrers gebracht hat, der aus einem Kelch Seifenblasen steigen läßt mit dem Hakenkreuz darauf. Auch hat er ihm das Reden in Neustadt a. d. H. verboten. (Also jenseits der badischen Grenze, in der Pfalz? D. R.)

Ludendorff in einer Berichtigung auf Grund von § 11 des Preßgesetzes: „Wahr ist, daß die Deutsche Gotterkenntnis ablehnt an Wotan anzutnüpfen, sondern sie steht mit der heutigen Wissenschaft in voller Übereinstimmung. Sie kennt auch keinen ‚heidnischen Akt'. Das wäre ein Kult. Dazu gehören gewöhnlich Priester. Diese lehne ich ab."

Pfarrer Rittelmeyer hat von der evangelischen Kirchenpflege Stuttgart folgendes Schreiben bekommen: „Im Jahre 1926 hat der Gesamtausschuß der evangelischen Kirchengemeinde Stuttgart beschlossen, Sie nicht mehr zu besteuern, sondern als aus der evangelischen Landeskirche ausgeschieden zu betrachten. Da seinerzeit eine Mitteilung an Sie unterblieben ist, so holen wir dies hiermit nach." Chrgm 10

Auf der Steinacher Konferenz, der freien Vereinigung freiprotestantischer Vereine in Bayern rechts des Rheins, die von 140 Pfarrern besucht war, wurde nach einem Vortrag von Pfarrer Putz aus dem Predigerseminar in München „Der Entwicklungsgang des Nationalsozialismus eine Frage an Theologie und Kirchenvolk" gefordert, daß die Kirche als solche zu dem Problem des Nationalsozialismus nicht schweigen dürfe.

Die päpstliche Encyclica, veröffentlicht im „Osservatore Romano" vom 8. 1., wendet sich gegen die erlaubte oder gesetzlich zugelassene Geburtenunterbindung, gegen den alten und neuen Malthusianismus, die eugenische Indikation, die Kameradschaftsehe, die dreifache Emanzipation der Frau (physiologische, wirtschaftliche, soziale) und den Ersatz der christlichen Liebe durch das „Gefühl" oder durch eine blinde „wankelmütige Sympathie".

Der Vatikan richtet ein eigenes Pressebüro ein, das den italienischen und ausländischen Korrespondenten alle verbürgten Auskünfte zur Verfügung stellen wird. DEK

In einer Vorstadt Roms sind unter 20 000 Bewohnern kaum 600 getauft. Der Papst hat ein Programm zur Versorgung der neuentstehenden Stadtteile mit Kirchen und Pfarrhäusern entworfen. Protbl 51

Nachdem der Faschismus alle katholischen Blätter auf italienischem Staatsboden zum Eingehen gebracht hat, ist jetzt eine katholische Aktiengesellschaft gegründet worden, um eine große katholische Zeitung ins Leben zu rufen; sie ist als Avvenire d'Italia ins Leben getreten. DEK

Die Pariser Mission hat als Anerkennung ihrer Arbeit von der Academie française einen Preis von 10 000 Francs erhalten.

Das englische Gesetz über Erhöhung der Altersgrenze für den Schulbesuch auf 15 Jahr schreibt vor, daß die Kirchenschulen sich mit den Gemeinden über die Mehrkosten auseinandersetzen sollen, während für die Staatsschulen die Kosten zwischen Staat und Gemeinden geteilt werden. Die Opposition gegen das Gesetz wird durch 40 Abgeordnete der Labour party verstärkt, die für die konfessionelle Schule eintreten. — Das Gesetz ist gefallen.

In Kopenhagen hat sich eine Gesellschaft gebildet, die sich zur Aufgabe gestellt hat, bei Gottesdiensten, die durch Rundfunk übertragen werden, zu demonstrieren. DEK

Der lutherische Bischof Ostenfeld in Kopenhagen hat vorgeschlagen, während der Gebetswoche eine interkonfessionelle Abendmahlsfeier zu veranstalten.

Die katholischen Orden haben in Lettland festen Fuß gefaßt. Die Kongregation der Schwestern vom Armen Herzen Jesu hat ein Mädchengymnasium mit Internat errichtet, in Schöneberg haben die Kapuziner eine Niederlassung gegründet. Die Evangelischen sind in den letzten 5 Jahren nur um 2700 auf 1 057 877, die Katholiken um 33 441 auf 450 210 gewachsen. Rb 7

In Litauen wurden 4 katholische Pfarrer und 9 Studenten einer katholischen Verbindung wegen hetzerischer Propaganda gegen die Regierung dem Kriegsgericht übergeben.

Der polnische Kultusminister hat ein Handbuch der katholischen Kirchengeschichte für höhere Schulen, das in neuer Auflage erscheinen soll, dem Verfasser mit einem Anschreiben zugestellt, in dem eine Abänderung der Aufsätze über die Persönlichkeit und Tätigkeit Luthers und über die Protestanten dahin verlangt wird, daß die Gefühle der Evangelischen, die polnische Staatsbürger sind, nicht beleidigt werden. EvKblPos 3

Unter dem Protektorat des Kardinal August Klond erscheint in Posen ein polnisch katholisches Bibelwerk, um die Propaganda hauptsächlich der Internationalen Bibelforscher zu bekämpfen.

Im Dorf Beresk, Kreis Horobhow, in Polen ist eine neue Sekte Stephanowzen gegründet worden, deren Haupt verkündet, daß das Verständnis der Heiligen Schrift allein den einfachen Leuten ohne Bildung und theologische Kenntnisse gegeben ist. Die Sektierer predigen die gleichmachende Revolution unter Ausrottung der Gebildeten.

In allen Volks-, Mittel- und Gewerbeschulen Polens soll ein Goldenes Buch eingeführt werden, das die Enthaltsamkeitsverpflichtung abstinenter Schüler aufnehmen wird.

DEK stellt fest, daß die Nachricht von einer Vereinigung der Tschechischen und Polnischen Nationalkirche falsch ist. Lediglich liege vor, daß die Tschechische Kirche einem polnischen Priester die Bischofsweihe erteilt hat.

Die jugoslawische Regierung hat die von der deutschen lutherischen Landeskirche vorgelegte neue Verfassung dahin abgeändert, daß die Worte gestrichen werden mußten: „Wir treiben innere und äußere Mission", weil Missionsarbeit unter Orthodoxen und Mohammedanern nicht geduldet werde.

Über die Slowakei berichtet der Brief eines evangelischen Geistlichen: Katholische Gemeinden von 500—1000 Seelen befinden sich in vollkommener Verwahrlosung. Sie sehen den Pfarrer nur, wenn ein Reicher stirbt, haben niemals einen Gottesdienst, die Kinder keinen Religionsunterricht. Es gibt ganze Dörfer, wo kein Vaterunser mehr gebetet wird. ED 2

Das Zentralkomitee der russischen Jugendverbände gibt ein neues Blatt „Der jugendliche Gottlose" heraus. DEK

„Besboshnik" gibt an, daß er 1929/30 30,5 Millionen Exemplare unter die Leute gebracht hat. REB

In Weißrußland ist von den zwei ständigen Geistlichen, die noch im Amte waren, der eine geflüchtet, der andere erschossen worden. Auch die Tätigkeit der Reiseprediger ist unterbunden. Sämtliche lutherische Kirchen und Bethäuser sind enteignet und für weltliche Zwecke beschlagnahmt. Rb 7

Die Kabylenmission in Djemaag Sahridsch treibt jetzt ihre Missionsarbeit auch an den 110 000 Nordafrikanern, meist Kabylen, die jetzt in Frankreich leben, in den Straßen von Paris.

Der Bericht des internationalen Untersuchungsausschusses über die Sklaverei in Liberia, der 127 Seiten umfaßt, ist dem Völkerbund zugeleitet worden. Er stellt fest, daß das System der Zwangsarbeit ohne Entgelt und bei schlechter Behandlung bei öffentlichen Arbeiten und für Privatzwecke angewendet wird, und daß Zwangsrekrutierungen von Arbeitern sich in ihrer Grausamkeit von Sklavenjagden wenig unterschieden. Der Präsident der Republik ist zurückgetreten.

Der heimkehrende Missionar der Ostasienmission Dr. Haensel fand seine Station, die während drei Monaten geschlossen war, unberührt vor, dank einer unmittelbar von der Nankingregierung stammenden Warnungstafel, die man über dem Eingang angebracht hat.

Die Missionsbünde „Licht im Osten" und „Ostmission", die unter den russischen Flüchtlingen arbeiten, haben sich verschmolzen.

Der Kongreß der methodistischen Bischöfe in Amerika hat sich zur Wirtschaftsnot ausgesprochen und dabei gesagt: „daß eine gerechtere Verteilung des Reichtums für jede wirkliche und dauernde Wohlfahrt der Menschheit unerläßlich ist".

Von Personen. Professor D. Erik Peterson in Bonn ist zur katholischen Kirche übergetreten und hat auf die ihm angebotene Honorarprofessur in der philosophischen Fakultät Bonn verzichtet. Professor D. Johannes Witte hat nach seiner Ernennung zum ordentlichen Professor sein Amt als Missionsdirektor niedergelegt. Angenommen: Bonn von Wolf, Breslau von Leube, Berlin von Hartmann. Ernannt: Domkapitular Dr. Konrad Gröber in Freiburg zum Bischof von Meißen; Professor D. Adolf Deißmann in Berlin zum ausländischen Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm und zum Ehrenmitglied der Gesellschaft für historische Theologie in Oxford; W. Ruttenbeck, Privatdozent in Bonn, zum a. o. mit Lehrauftrag für Geschichte der Theologie. Promoviert: Professor Lic. Fritz Blanke in Zürich von Königsberg und Leiter des Predigerseminars der Gereformeerden Kerk Dr. Bakker von der Freien Universität in Amsterdam zu DD.; Prälat D. Wilhelm Diehl in Darmstadt zum Dr. jur. h. c. von Gießen. Professor D. Heinrich Frick von Marburg ist für zwei Monate einem Rufe nach Hartford-College U. S. A. gefolgt zu Vorlesungen über Dogmatik. Gestorben: Professor des Kirchenrechts D. Günther Holstein in Kiel; Pfarrer Privatdozent D. Martin Brückner in Berlin.

Verschiedenes

Telegramm der Duchoboren in Kanada an die Sowjet-Regierung

An Stalin, das Haupt des Sowjet-Staates.

Wir wenden uns durch Sie an die Sowjet-Union und bitten Sie, die Verfolgungen gegen die Duchoboren, Molokanen, Tolstoianer und andere freigesinnte Menschen einzustellen.

Die Duchoboren kämpfen schon seit langem gegen jede Gewalt — für das Ideal der Freiheit und Brüderlichkeit unter der Menschheit. Laßt ab davon, das russische Volk zu vergewaltigen! Helft ihm vielmehr auf fester Grundlage zu stehen! Dieses würdet

Ihr gemeinsam tun mit den Duchoboren, Maleantzen, Tolstoianern und anderen idealistischen Menschen.

Freunde und Beschützer des Volkes, die mit Schwert, Galgen und Gewalt vorgehen, sind in Wirklichkeit Feinde des Volkes, wie sie auch immer heißen mögen.

Es ist höchste Zeit, das zu erkennen!

Der große Tolstoi hat klar gezeigt: „Gewalt gebiert wiederum Gewalt." Und wenn Ihr die ganze Welt erobern würdet und nicht auf die Stimme aus der Tiefe der Jahrhunderte hört — nämlich, daß Jeder, der das Schwert nimmt, auch durch das Schwert umkommt — werdet auch Ihr umkommen, wie die modernen Staaten, die vom Materialismus und Kapitalismus erwürgt werden.

Wenn Ihr aber das Wohl der Menschheit im Sinne habt, so reicht Eure Hände der leidenden Menschheit. Und so vereint durch das Feuer der Wahrheit mit Duchoboren, Tolstoianern und anderen Humanisten, befreit Ihr das Volk vom Kapitalismus.

Wir erwarten, daß Ihr unsere dringende Bitte beachtet und alle freigesinnten Menschen aus den Gefängnissen entlaßt und die Erschießungen und Vergewaltigungen einstellt.

Und so vereint unter dem Banner „Fort mit der Gewalt, dem Blutvergießen" schreiten wir vorwärts, nicht mit dem Schwerte, sondern mit entblößter Brust zur wahren Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen!

(Dat.:) Das fruchtbare Grand Fork und Trams, am Jahresende 1930. Die Söhne der Freiheit

(Aus dem Russischen übersetzt von Hans Klassen, Heppenheim.)

Näheres über die Gemeinschaft der Duchoboren findet sich in dem Büchlein „Märtyrer der neuen Ordnung. Aus der Leidensgeschichte der Duchoboren. Von P. Birjukoff und Tolstoi. 1.80 M. Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Heppenheim an der Bergstraße.

Aus Ungarn

Hochverehrter Herr Redakteur!

In Ihrem geschätzten Blatte ist (Nr. 19 vom 4. Oktober 1930) von Herrn G. H. Neuendorff das Buch von Sandor Kémeri: „Die Kerker von Budapest" besprochen worden. Ohne mich mit der Verfasserin oder dem Herrn Rezensenten auseinandersetzen zu wollen, fühle ich mich dennoch gezwungen, festzustellen, daß das Buch angebliche Vorkommnisse beschreibt, die in die Revolutionsjahre 1920/21 fallen und deren Tatsächlichkeit heute — auch auf Grund der von der Verfasserin gegebenen Beschreibung — nicht mehr festzustellen ist. Wenn damals ungerechte Ausschreitungen vorkamen, so werden sie heute in Ungarn von jedem anständigen Menschen ohne Parteizugehörigkeit bedauert und verurteilt. Es muß aber festgestellt werden, daß dieselben die Reaktion der von den Leuten der kommunistischen Regierung vollbrachten Greuel waren. Heute ist Ungarn ein ruhiges Land, wo Jedermann ruhig leben kann und keine ungerechten und unmenschlichen Einkerkerungen zu gewärtigen hat. Dafür sorgt die Regierung.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie, hochverehrter Herr Redakteur, diesen Zeilen in der Christlichen Welt freundlichst Raum geben würden.

Mit dem Ausdruck meiner besonderen Hochachtung verbleibe ich

Ihr ergebenster

Lic. Dr. Karl Karner, a. o. Prof. der Theologie

Odenburg, am 9. Januar 1931.

Irgendein ressentiment gegen Ungarn liegt der beanstandeten Anzeige völlig fern. Ausdrücklich sagt sie, daß die Verfasserin „über ihre ... Erfahrungen mit dem weißen Terror in dem nachrevolutionären Ungarn" berichte. Kontrollieren kann die Grausamkeiten von damals heute Niemand. Aber was geschieht auch heute! Es genügt Brest-Litowsk. Fast erschütternder ist mir noch der Empfang der Abordnung der hungernden Arbeitslosen im Rathause von New York. Man lese den Bericht der „New York Times" vom 17. 10. 30 in FZ vom 25. 12. 30. Die Behandlung der Gefangenen in den Gefängnissen ist ein besonders schmerzliches Kapitel. Hier oder dort eine übertriebene Zartheit, anderswo zügelloses Gehenlassen sadistischer Triebe. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Man wird immer auf Memoiren wie die beanstandeten achten müssen. Mit allem Vorbehalt. R

Kleine Mitteilungen

Der Evangelisch-Soziale Kongreß tagt in der Pfingstwoche in Duisburg-Hamborn. Gegenstand: „Stellung der evangelischen und der katholischen Ethik zur Not des Volkes" und „Gefahr der Bürokratisierung auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet."

Der Studentenbund für Mission hält seine 7. Allgemeine Konferenz vom 9.—14. April in Halle. Näheres durch die Geschäftsstelle Berlin NW 87 Flensburgerstraße 9. Es sprechen Gutmann, Simon, Schomerus, Althaus, Knak, Jasper, Olpp, Frau Unruh, v. Harling, Hartenstein, Richter. Das Programm ist reich.

Die Ostasienmission (AEPMW) veranstaltet vom 13. bis 15. April einen Rednerkursus in Berlin. Am 15. abends haben die deutschen Zweigvereine ebendort eine Sitzung. Vom 4.—7. Oktober findet die Jahresversammlung in Basel statt. Geschäftsstelle: W 57 Pallasstraße 8 Gartenhaus. Postscheck Berlin 6457.

Valentin Bulgakov, einst Tolstois Privatsekretär, verlängert seinen Aufenthalt in Deutschland und ist bereit, von Mitte Februar bis Mitte März weitere Vorträge zu halten. Über „Tolstoi — Lenin — Gandhi". Man wende sich an die „Neu-Sonnefelder Jugend" in Heppenheim an der Bergstraße.

An alle Mitglieder der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden Dresdens ist, wie wir im „Aufwärts" lasen, von der vorgesetzten kirchlichen Behörde ein Aufruf zu einer Fastenwoche ergangen. Vom 7. zum 14. Dezember sollte sich Jeder freiwillige Verzichte auflegen, Jeder, der noch irgendwie über dem Existenzminimum zu leben hat. Man sollte sich Dinge jeglicher Art in dieser Woche abziehen, und besonders die Kinder und die Jugend wurden aufgefordert, die Älteren zu guten Werken mit fortzureißen. Die in dieser Woche erzielten Beträge und Gaben sollten an die Gemeindepfarrämter abgeführt werden, von hier aus sollte eine große Unterstützungsaktion für die Armen und Ärmsten der Großstadt erfolgen. — Man hätte gern eine zuverlässige Auskunft, welchen Erfolg dieser verdienstliche Appell gehabt hat. R

Versammlungskalender

9.—14. April Studentenbund für Mission Halle
26.—28. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Duisburg
26.—31. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien
3.—5. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Internationale Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
4.—7. Oktober Ostasienmission Basel
5.—7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Friedrichroda
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Evangelisch-soziale Frauenschule Freiburg i. B.

Staatlich anerkannte Wohlfahrtsschule

Ausbildung für den öffentlichen Dienst in zweijährigem Lehrgang mit staatlicher Abschlußprüfung, anschließend Ausbildung für den kirchlichen Dienst in halbjährig. Aufbaukurs mit kirchl. Abschlußprüfung. — Beginn des neuen Schuljahres zu Ostern. Unterkunft für Auswärtige im eigenen Haus. Auskunft durch die Leitung: Dr. Julie Schenk, Freiburg, Goethestr. 2.

Freunde der Christlichen Welt Görlitz

Freitag, den 6. Februar, abends 8 Uhr im Saal zum goldenen Kreuz: Vortrag des Herrn Unitätsdirektor D. theol. Marx aus Herrnhut:

Die beiden Blumhardts.

Die **Jahrgänge der „Christl. Welt" 1888—1918** — gebunden und in tadellosem Zustand — sind zu verkaufen. Ebenso sämtl. Jahrgänge der **Chronik**. Angebote an den Verlag d. Zeitschrift.

In Tölz (Südbayern) Badeteil ist 1. Juli freie **kl. moderne Wohn.** an evangel. Dame abzugeben. Herrl. bequeme Lage. Gartenbenutzung. Anfr. mit Rückporto unter **B. T. 3** an den Verlag d. Zeitschrift.

Ursprungschule

Kloster Ursprung bei Schelklingen (Schwäb. Alb)

Evang. **Landschulheim** für Knaben und Mädchen, Reformrealgymnasium bis Abitur. Gesunde, stille Lage in schöner Landschaft.

Man verlange das Werbeheft.

Suche für meine Nichte, Gutsbes.-Tochter a. Hessen, 26 J., verlobt, Lyzeumsbildg., Altmaid, Stelle als **Haustochter** m. voll. Fam.-Anschl. in geb. Fam. zur Erlernung des städt. Haushalts. Mädchen müßte vorhanden sein. Westfalen od. Mitteldeutschl. bevorzugt. Anerbieten an Frau **Mathilde Rothe, Gotha**, Werderstraße 15.

Preuß. Kirchenztg. 1910—18, **Christliche Welt** 1889—1918, **Chronik der Christlichen Welt** 1898—1906, **Kirchliche Gegenwart** 1901—13 sauber gebunden, z. T. Goldprägung. Angebote an den Verlag d. Ztg.

Von dem mit so großem Beifall aufgenommenen Werke:

Koeberle, Rechtfertigung und Heiligung

habe ich den kleinen Rest der 1./2. Aufl. übernommen und liefere freibleibend neue Exempl. brosch. statt M. 13.— zu 9.—, geb. statt 14.50 zu M. 10.—

Theodor Rother, Antiquariat, **Leipzig.**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 14. Februar